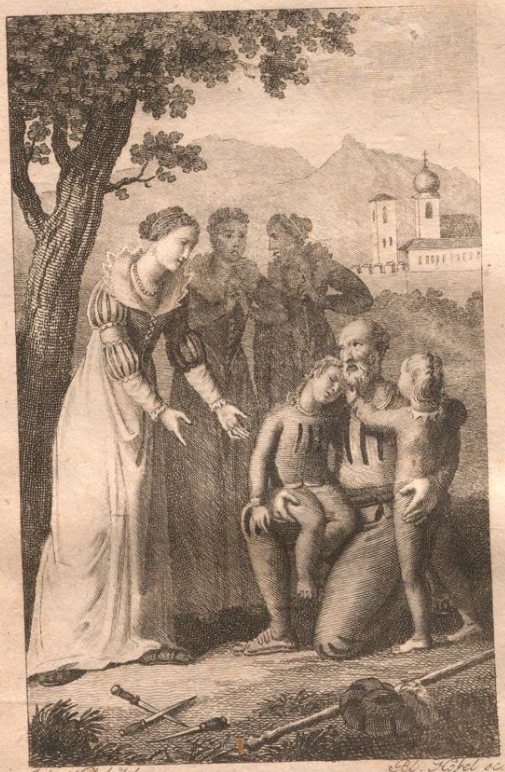
Wiener Stadt-Bibliothek.
8266 A



Joh. Höfel del. Al. Höfel sc.

Und wo gedachtest du mit den Unmündigen hin? fragte sie menschenfreundlichst.

Frühlingsblüthen.

Eine

Sammlung

der

auserlesensten Erzählungen.

Ein

Geschenk für gebildete Leser.

Wien, 1812,

bei Carl Gerold.

7708

Ann 3

WIENER-STADTBIBLIOTHEK

Beatrix

Kaiser Otto's des IV. Gemahlinn.

Eine

romantisch moralische Erzählung.

Vollendet war die grause That Otto's von Wittelsbach. Gemordet von ihm lag Kaiser Philipp von Schwaben in seinem Blute. Mit dem Hohngelächter der Hölle eilt der Mörder aus der kaiserlichen Burg und niemand wagt sich an ihn, niemand ergreift ihn. Die Wenigen, welche in des Kaisers Gemach gegenwärtig waren, hatten den Muth nicht, den tödtlichen Streich abzuhalten, und retteten sich, damit sie nicht ein gleiches Loos treffe, durch die Flucht, riefen in der Burg umher nach Hülfe, und als man zurückkehrte, suchte der Mörder seine Rettung schon auf freyer, offener Flur, sich verlassend auf die Anhänglichkeit des Volks, das ihn seiner so kräftig erwiesenen Tapferkeit wegen liebte.

Endlich verbreitete sich das Gerücht in der Burg; Starren ergriff Jeden, und Jeder beschämt durch den Andern, rechtfertigte sich ob des Zauderns, das er sich zu Schulden hatte kommen lassen. Alle haßten den Mörder, fluchten ihm bald in zerschmetternden Worten, bald brachen sie wieder in lauten Klagen über den Verlust ihres guten Herrn aus, der ihnen auf so schändliche Weise von einem der Vasallen entrissen worden war, welcher einst öffentlich von dem Kaiser begünstiget, und so ehrenvoll ausgezeichnet wurde, daß der ihm geschenkte Vorrang manches andern, nicht minder wackern Ritters grollenden Neid erweckte. Waren auch zeither Mißverständnisse zwischen Philipp und Otto eingetreten, weil dieser mit seinem rauhen Sinn auf die Leistung des kaiserlichen Wortes drang, das ihm, wie der Pfalzgraf glaubte, unbedingt gegeben worden sey, als er in den von Philipp geführten Kriegen einer der wichtigsten und bedenklichsten Schlachten den siegreichsten Ausschlag gab; zürnte auch so mancher biedre Ritter im Stillen, das Philipp ungeachtet gegebenen Worts noch immer zauderte, dem Wittelsbacher

eine von seinen beyden ledigen Töchtern zur Ehe zu geben, so bündige Gründe den Kaiser auch rechtfertigen mochten, dieses Wort zurückzunehmen, das, erfüllt von ihm, nicht ihn, sondern das gesammte Reich unglücklich gemacht haben würde; so hatte doch keiner dem Wittelsbacher eine solche Erniedrigung zugetraut. Der Unmuth über diese verwegene That ergriff daher alle Fürsten und Herren, indem sie wahrnahmen, daß Otto von Wittelsbach zwar als Held verehrt, aber alles nur um sein selbst willen, und nicht, jeden Eigennutz von sich weisend, zum allgemeinen Besten des Reichs gethan hatte.

Sorgfältig hatte man berathschlaget, wie der Kaiserinn der schreckliche Fall ihres Gemahls beyzubringen sey, denn Philipps Tod war zu bedeutend für das in seinem Innern sich selbst zerfleischende Deutschland, daß sich an seinem Unwesen mehr als ein Jahrtausend gleich blieb und so von jeher sein Verderben sich selbst zubereitete.

Was nur zuvor ein leises Lispeln gewesen war, gedieh in demselben Augenblick

zur Kunde des Volks. Es strömte nach der kaiserlichen Burg hin.

Aufmerksam gemacht, indem sie das Volk, nach ihrem Fenster hinstarrend, entdeckt, will die Kaiserinn so eben fragen lassen, als der Bischof Conrad mit wehmüthigem Gesicht zu ihr eintritt, damit der Schmerz sie nicht auf Ein Mahl zermalme, will er sie auf dieses traurige Ereigniß vorbereiten. Sie ahnet viel aber doch das Schrecklichste nicht. Kaum hatte der Bischof nur einige Worte eingeleitet, so flog die Kaiserinn, — an sie klammerte sich die am ganzen Körper erbebte jüngste Tochter an, nach dem Gemach ihres Gemahls, und stürzte, als sie ihn in seinem Blute daliegen sah, ohnmächtig nieder. Ihre Tochter Beatrix warf sich über den Leichnam des Vaters, benetzte ihn mit Thränen und war untröstlich.

Nur erst dann, als die Mutter wieder hergestellet war, die Wunde der Tochter zu verharschen anfing, wagte man es, ihnen den schrecklichen Vorgang mit allen Nebenumständen zu erzählen.

„Und so konnte ein Otto von Wittelsbach handeln?" seufzte Beatrix.

„So tief bis zum Meuchelmörder herabsinken?" erwiederte die Mutter. —

„So groß, so edel zu scheinen, daß er an Geist, wie am Körper unter den Edelsten hervorragte, und jedem den Preis streitig machte! Otto, Otto! wer in seiner Rache so klein werden kann, ist wohl nie ein wahrhaft großer Mann gewesen!" erwiederte Beatrix bitterlich.

„Du leidest viel um ihn, wie es scheinet, meine Tochter," bemerkte die Kaiserinn Mutter.

„Soll ichs euch Hehl haben, wovon ihr vor kurzem euch selbst überzeugtet? Wie bescheiden, wie herzlich, um weder mir, noch meiner Schwester weh zu thun, eröffnete er, gestützt auf das von unserm Vater ihm gegebene Wort, uns seine Gesinnungen!"

„O daß es so, daß es nicht anders kommen mußte!" jammerte die theilnehmende Mutter. „Doch wer hat wohl weniger freye Wahl in den schönsten, süßesten Angelegenheiten des Herzens, als die Fürsten, da die Politik ihre einzige gesetzgebende Beherrscherinn seyn muß? Ich zweifle gar nicht, daß jede von Euch mit

dem Pfalzgrafen glücklich gewesen seyn würde; aber sollte der Kaiser, euer Herr und Vater, die Hand eines seiner ersten ihm die Spitze biethenden Feindes um eines Vasallen willen ausschlagen? sollte er länger noch den verderbenden Krieg in Deutschland fortwähren, und Tausende noch unglücklicher werden lassen, als sie sind, um den Pfalzgrafen zu seinem Eidam zu machen? Und war Otto von Wittelsbach seinem Herrn, wie er ihn so oft zuschwur, bis in den Tod treu ergeben, lag das Wohl des Vaterlandes ihm so innig am Herzen, o so würde er sich beschieden, ohne Geräusch seine Ansprüche aufgegeben haben, und der Kaiser würde ihm ein erkenntlicher Freund geblieben seyn.

„Oder glaubte der Unedle, daß er sich durch Mord den Weg zu meinem Herzen bahnen könne? Wer darf es ihm verzeihen, daß er seinen guten Kaiser, um solch einer Ursache willen, von dem Pfade entfernte, Deutschlands längst zerrüttetes Glück wieder herzustellen? Hat er vielleicht meine Hoffnungen zertrümmern und so den Gang des Schicksals vereiteln wollen, auf welchen auch mir durch den Frieden ein lie-

bes Glück blühen sollte, o so irrte er sich! Eine weit tiefere Wunde hat er meinem Herzen geschlagen, daß er mir den Vater raubte; willig leiste ich auf jenen Glanz der Hoheit Verzicht, der nicht selten unserer Ruhe gefährlich werden kann. Trockne ich die Thränen meiner guten Mutter, dann schwindet jede andere Freude vor diesem seligen Gefühl, und wenn ich einst nun allein da stehe, so nimmt mich die stille Mauer des Klosters auf und bürgt mir bis ans Grab das köstliche Kleinod, mir selbst leben zu können."

Die Kaiserinn Mutter umschlang ihre edle Tochter mit zärtlichen Armen und die Thränen des Segens gleiteten auf ihre Wangen herab.

Conrad, einer der treuesten Anhänger Kaiser Philipps, war der Kaiserinn und ihrer Tochter nachgefolgt, und sein Auge weidete sich an dem hohen Schauspiele mütterlicher und kindlicher Zärtlichkeit. Erhebend war seine Schilderung von der Theilnahme der Fürsten, welche Alle, selbst diejenigen, die nicht ganz auf Philipps Seite waren, und seinem Nebenbuhler Otto thätiger angehangen hatten, über den an

dem Kaiser verübten frechen Mord des Pfalzgrafen geäußert hatten. Zugleich machte Conrad bekannt, daß auf dem ausgeschriebenen und so eben versammelten Reichstage zu Frankfurt keiner der Deutschen Fürsten fehle, und daß man bereits Otto IV. zum Kaiser erwählt habe.

„Auch ich will ihm von Herzen Glück wünschen," sprach Beatrix: er soll ein edler Mann seyn, ob er gleich meinem Vater, der ihn wegen seiner übrigen großen Eigenschaften vorzüglich ehrte, der trüben Tage genug machte, und unaufhörlich mit ihm in Krieg verwickelt war. Möge durch ihn Deuschlands Ruhe nun hergestellt und das Reich glücklicher seyn, als zeither! Möchte man auch nie vergessen, was Philipp von Schwaben für dasselbe that! Aber nun eine Frage an Euch, den treuen Freund unsers Hauses: Darf, wenn anders die Fürsten in dem Maße meinen Vater ehrten, wie ihr so eben sagtet, darf der Mörder desselben so ungeahndet sein Bubenstück ausgeführt haben, und so frey seyn, als habe er dem Reiche eine Wohlthat erwiesen? Die Fürsten werden versammelt seyn, wie der Pfalzgraf auch

zur Verantwortlichkeit gezogen werden? Verzeiht, edler Herr, diese Frage kommt nicht aus einem von Rache erfüllten Herzen. Gerechtigkeit nur führte sie auf meine Lippen. Ich bescheide mich gern, daß es meinem Geschlechte nicht erlaubt ist, sich um die Angelegenheiten des Reichs zu kümmern; allein ich müßte Philipps von Schwaben, meines Vaters, unwürdig seyn, könnte ich gleichgültig bleiben, wenn das Reich, auf dessen Thron er saß, sich auch noch zu einer Mördergrube umschaffen lassen sollte, da er so schon zu einem ewigen Tummelplatz erschütternder Unruhen und rechtlicher Kämpfe, wie die Kriegs- und Staatsleute den Krieg zu nennen pflegen, beynahe erkohren zu seyn scheinet."

„Edles Fräulein!" erwiederte der erstaunte Bischof: ich nahete mich, euch für solche und ähnliche Gefühle zu erwärmen, und ich finde euch schon in einer edlen Flamme erglüht, die der Geist erzeuget hat, welcher so eigentlich auf der Tochter Philipps von Schwaben, wie ich sie von jeher kannte, ruhen mußte. O, daß ihr nicht ein Mann seyd! Solcher Männer bedarf das Vaterland jetzt. Eben die Schlaff-

heit, die unter uns herrscht, wo man nur von außenher im Faustkampfe seine Stärke sucht, während der innere Friede und die Ruhe ununterbrochenen Störungen erliegt, Religion und Sittlichkeit immer tiefer sinken, Recht und Gerechtigkeit nur als Willkühr behandelt werden, entmannt die Nation, und manche hochgepriesene Tapferkeit ist genauer betrachtet oft nichts mehr, als ein glückliches Verbrechen. Daß der Wittelsbacher sein Verbrechen ohne gleichen ungeahndet vollzogen haben werde, glaube ich zwar nicht; jedoch ist er aber auch noch nicht vor dem Reichsgericht angeklagt. Er wird Zeit gewinnen, seine rasche That zu beschönigen, wird sich Freunde machen, vielleicht — denn er ist ein mächtiger Kriegsmann — sogar den Kaiser gewinnen und dann gnädiger wegkommen, als er eigentlich nicht sollte. Durch Euers Vaters das Reich zu überraschenden Tod ist eine allgemeine Verwirrung entstanden, und noch können sich die zeither immer so sehr getheilten Stimmen nicht in Eine vereinigen, und der Partheygeist treibt fürder noch immer sein böses Spiel. Unter solchen Erscheinungen

sind die Fürsten zu entschuldigen, wenn sie um des Pfalzgrafen willen noch nicht zu Gericht saßen. Hättet ihr einen muthigen Bruder, der den Wittelsbacher anklagte, des Verbrechers Loos würde im Augenblicke entschieden seyn. Ich wäre daher der Meinung, und hätte das Zutrauen zu euch, edles Fräulein, ihr möchtet euch der euerem Vater zugefügten Schmach annehmen und vor dem Reichsgericht in eigener Person erscheinen."

Beatrix (betreten) Ich, ehrwürdiger Herr, wo denkt ihr hin! Zwar, meinem Vater ein Opfer zu bringen, würde ich selbst den Tod nicht scheuen. Aber noch nie stand es einer Fürstentochter zu, vor die ehrwürdige Versammlung unserer Fürsten zu treten, und auch ich bescheide mich, alles ruhig zu ertragen und es abzuwarten, ob die Fürsten die, nicht mir, nicht meiner Mutter zugefügten Leiden — nein, die sich selbst angethane Schmach rächen werden. Wer unter ihnen wird Kaiser oder König Deutschlands seyn mögen, wenn der Mörder ungeahndet hinter ihm herschreiten darf, sobald jener die erste Stufe des Throns besteigt?"

Fräulein, ich verzeihe euerem Schmerz; aber ihr rechtet nicht gut, so scharf ihr auch euere Ansicht nehmet."

Er sprach ihr nun so freundlich zu, und seine Rede war mit Gründen begleitet, die selbst der Eigensinn nicht hätte verwerfen können. Der Bischof versprach, alles einzuleiten, alles zu thun, daß ihr ein Gehör vor der Fürstenversammlung keineswegs verweigert werden könne. „Traut meinen Worten, traut meinen Einsichten!" setzte er hinzu. „Ihr dürft ja von mir erwarten, daß ich es redlich mit euch meine. Euer Vater erfand nie Falschheit in mir."

Tief durchschauete noch Ein Mahl ihr heller Blick des Bischofs Sinn bis auf die Tiefe des Herzens, und, so mißtrauisch sie der Schmerz um den Vater gemacht hatte, so stand Conrad doch gerechtfertiget vor ihr. Sie versprach ihm nun, sich seiner Leitung unbedingt anzuvertrauen.

Der Bischof ordnete an, und in allen seinen Veranstaltungen erkannte Beatrix den Mann von der ausgezeichnetesten Herzensgüte, Ehre, Redlichkeit und einer Zartheit, die alles genau abwog, um ihr in

Rücksicht auf ihr Geschlecht nichts zu vergeben. Alles genehmigte sie. Es wurden alle nöthige Verabredungen getroffen. Der Bischof reiste ab.

Nicht Aufsehen zu erregen, nicht ihren Stand geltend zu machen, einzig um des Vaters willen reiste Beatrix von Bamberg zur Fürstenversammlung des Reichstags nach Frankfurt am Mayn ab.

Die Fürsten hatten unbedingt Otto IV. zum Kaiser erwählt. Eben saß er noch in der Mitte derselben, als Beatrix, höchst unvermuthet, und früher noch, als selbst der Bischof Conrad erwarten konnte, da diese ihre Erscheinung 8 Tage vor der getroffenen Verabredung erfolgte, in die Versammlung trat.

In tiefe Trauerkleider gehüllt, und mit dem reinsten weiblichen Gefühle, aber mit männlicher Beredsamkeit entschuldigte sie ihre Gegenwart. Sie schlug ihren Schleyer zurück. Ihre hohe Schönheit veroffenbarte sich in jedem Zuge, jedem ihrer Blicke. Kein gemeiner weiblicher Schmerz sprach aus ihren Augen. Mit Festigkeit übersah sie die Reihen der Fürsten. Einige wichen

ihren Blicken aus; andere wurden von Ehrfurcht ergriffen, die Tochter Philipps, Kaisers der Deutschen vor sich stehen zu sehen. Sie sprach mit Bescheidenheit, und doch mit einem heiligen Ernste, der um so mehr das deutsche Herz ergriff, als sich in jeder Sylbe Unbefangenheit, Kindesliebe, und in diesem ein Geist verkündete, der auch in dem weiblichen Sinn so mächtig bezaubert. Kaiser Otto hörte ihre Worte gern, und die Fürsten, gleichgesinnt mit ihm, erfaßte ein neuer Unwille gegen den Verbrecher. Mit einer Aufnahme, die Beatrix nicht erwartet hatte, und die sich in Ausdrücken äußerte, die der leidenden Tochter Schmerz besänftigten, sprach Otto freundlich tröstend ihr zu, und gelobte, nicht nur dieß Verbrechen unter Zustimmung der Fürsten auf das strengste zu strafen, sondern auch ihr und der verwittweten Kaiserinn die ausgezeichnetesten Beweise der reinsten Achtung zu geben, um durch diese Philipp von Schwaben zu ehren.

Einen ehemahligen heftigen Nebenbuhler ihres Vaters, und de mächtigsten Feind desselben so sprechen zu hören, noch mehr, — sie maß ihn scharf, — so fühlen

zu sehen, — dieß machte auf die edle Beatrix, welche jedoch bey all ihrer Gutmüthigkeit das Mißtrauen nicht beseitiget hatte, das die Großen der Welt gegen einander zu hegen fast genöthiget sind, einen überraschenden Eindruck. Sie wurde mit einer Huld entlassen, die jeden Zweifel in ihr vernichtete, und Otto ertheilte Befehle, die auch selbst bey der geringsten Kleinigkeit die reinste Achtung, die zarteste Aufmerksamkeit verriethen, um sie vollkommen als Kaisertochter zu ehren.

Beatrix kehrte zur Mutter zurück mit einem Herzen der innigsten Dankbarkeit und Verehrung.

Otto wurde einstimmig von den Fürsten verdammt; seine Güter wurden eingezogen, er selbst in die Reichsacht erklärt.

Daß der Kaiser so streng Wort gehalten, und nicht gesäumt hatte, dem Pfalzgrafen sein Urtheil sprechen zu lassen, that ihrem Herzen nur einerseits, und zwar deßwegen wohl, weil sie nach einem damahls herrschenden Glauben wähnte, daß dadurch der Geist ihres Vaters versöhnt worden sey, und nun erst in seiner Gruft Ruhe habe; auf der andern Seite war's ihr aber auch

wieder um Otto von Wittelsbach leid, von welchem sie, so lange er der treue, muthige, siegreiche Anhänger ihres Vaters gewesen war, nichts als rühmliche Thaten eines ehrlichen, wenn auch bisweilen zu rauhen Mannes gehört hatte.

Kaum war Beatrix einen Monden lang wieder an der Mutter Seite, als Bischof Conrad erschien, und vorgab, daß es ihm nicht wohl werden könne, so lange er nicht wisse, ob die Kaiserinn mit ihrer Tochter sich endlich beruhiget habe, und ihren Schmerz vergessen lerne.

Die Kaiserinn schätzte diese Aufmerksamkeit, und letzte sich an dem Troste, welchen ihr der geistliche Herr gab.

Mit vieler Feinheit leitete er nach und nach sein Gespräch ein, um seiner geheimen Sendung genug zu thun, wovon weder die Kaiserinn Mutter, noch die Tochter das leiseste ahneten. Er sprach von Kaiser Otto; rühmte seinen Charakter, hob mehrere sehr edle Züge aus seinem Leben hervor; Beatrix ließ ihm Gerechtigkeit wiederfahren, und freuete sich zwar, daß ein solcher Mann der Nachfolger ihres Vaters geworden; aber in jene Verwunderung brach

sie nicht aus, die irgend eine stärkere Neigung als die der dankbaren Achtung verrathen konnte.

Conrad brach wieder mit Klugheit ab, und lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände. Es war ihm allerdings nicht ganz, wie er wünschte, Beatrix etwas kälter zu finden, als er glaubte, da er besonders an Otto's Blicken wahrgenommen, wie seine Augen so glühend auf Beatrix geruhet hatten, wie schmelzend sein Accent war, als er ihr seine Theilnahme beschrieb, und wie zärtlich Blick und Ton sich verriethen, als er ihr seine Gnade, seinen vollkommensten kaiserlichen Beystand versprach. Das, was also ihm, und den übrigen Fürsten nicht entgangen zu seyn schien, sollte von Beatrix unbemerkt geblieben seyn, fragte Conrad sich selbst, als er vom Hof in seine Einsamkeit zurückkehrte, und einen zweyten Versuch für nöthig erachtete, welcher, wie er hoffte, einen schnelleren günstigen Ausschlag geben würde. „So ihr mir mit Wahrheit versichern könnet, daß ich Beatrix Herzen nicht gleichgültig sey, und sie mir mit ihrer Hand eine Liebe, wie ich wünsche, freywillig gewähren könn-

te, so wollte ich euch das, Herr Bischof, beßtens gedenken, und lebenslänglich mit dem innigsten Dank dem Freunde, und mit meiner vorzüglichen Kaisergnade dem Bischof dafür erkenntlich seyn;" so hatte Otto Conraden entlassen, und auf ihn all sein Vertrauen gesetzt, da er bey Kaiser Philipp so viel gegolten hatte, und der erste Hausfreund gewesen war. Kaiser Otto hatte aber auch zugleich dem Bischofe zur zweyten Bedingung gemacht, daß er Beatrix Herz nicht täuschend überreden, noch sonst anderer Mittel sich bedienen solle; denn es liege ihm an weiter nichts, als an dem baaren Herzen, und einer Liebe, die sich beyderseitig gewählt haben würde, wenn sie sich auch in der dürftigsten Hütte gefunden hätte.

Nach solchen Aeußerungen mußte der Bischof sehr auf seiner Huth seyn, und zwar um so mehr, da sich Beatrix ganz anders zeigte, als er vermuthet hatte. Er wurde ganz zaghaft, und soll es, da er ein edler Mann gewesen, sich selbst nicht verhehlet haben, daß Fürsten und Herren so eigentlich in die Tiefe des menschlichen Herzens nicht hinabsteigen könnten, da sie weniger, als ihre Unterthanen, so recht eigentlich als

Menschen hätten empfinden lernen, was Mensch und menschliches Gemüth sey, und umfasse. Vielleicht machte dieser Zug in Otto's Charakter keinen der unbedeutendsten oder der gewöhnlichen aus, denn es muß, wie die Geschichte der ganzen Welt bezeugt, zu den Seltenheiten gerechnet werden, wenn ein Fürst, ein selbstständiger Fürst, der nicht ein Sprachrohr seyn will, an welches die, welche ihm zur Seite stehen, ihren Mund anlegen, und für ihn entweder sprechen wollen, oder sollen, fühlt, daß er zwar nur ein Mensch, aber seiner Würde wegen in seinem Innern ein edlerer Mensch seyn müsse, weil er — Menschen beherrschen soll.

Bischof Conrad machte seinen zweyten Besuch, aber nun weit schüchterner, als seinen ersten, wo die Einbildungskraft ihren Maßstab an das Gewöhnlichere gelegt hatte. Um seinen Plan auf das möglichste zu verdecken, vermied er nun wohl überlegt und absichtlich, Kaiser Otto'n auch nur auf das entfernteste in Erwähnung zu bringen, wobey er jedoch seinem ganzen Gespräch die Wendung gab, daß entweder die Kaiserinn Mutter, oder ihre Tochter, ohne daß sie

wußten wie? selbst darauf hinkommen mußten, und gern und unbefangen darauf hinkamen, da dieser Plan des Bischofs so absichtslos erschien. Es gelang. Ehrfurcht und Dank sprachen sich in der Mutter wie in der Tochter durch freywillige Lobreden aus, wobey der Menschenkenner, was Bischof Conrad, auch als ein Geistlicher, war, tiefer in das Innere hinabschauete. Ob nun gleich seines Ziels näher, hielt er jedoch an sich, um sich keineswegs zu verrathen. Zufriedener, hoffnungsvoller, verließ er heut den Hof. Ein dritter Besuch sollte seinen Plan vollenden. Die Gelegenheit dazu aufzufinden, war nun um vieles leichter. Es gelang ihm.

Otto war vor einem Jahre Wittwer geworden. Seine höchst zufriedene Ehe mit einer Gemahlinn, die er unaussprechlich liebte, hatte der Tod getrennt, und er war kinderlos geblieben. Die Kaiserinn Mutter hatte diese Saite berührt; Beatrix hatte Otto mit inniger Theilnahme bedauert, und nun fand Conrad das Ende, an welches er seinen Faden schicklich anknüpfen konnte. Er schilderte Otto's häusliches Leben, wie vergnügt er gewesen war, und hoch

schlug nun Beatrix Herz; eine Thräne schlich sich sogar aus ihren Augen, die sie zwar zu unterdrücken suchte, vom Bischof Conrad aber doch bemerkt wurde. Nun faßte er Muth. Er schilderte Otto's Lage, wie verlegen er sey, da er ohne Gemahlinn nicht seyn könne.

„Und die Wahl könnte ihm schwer werden? Wie Viele der edlern Fürstentöchter gibt es nicht, die es für ein Glück, für eine Gnade schätzen würden, wenn ihnen der Kaiser seine Hand reichen würde," erwiederte die verwittwete Kaiserinn.

„Wohl wahr?" antwortete der Bischof. „Aber Otto verlor zu viel, um sich in jeder Fürstentochter einen Ersatz versprechen zu dürfen. Und spreche ich auch als ein Unkundiger, weil mir, vermöge meines Standes, die Erfahrung fehlt, von dem Glück der Ehe, so habe ich doch gesehen und vielfältig gehört, daß sich jeder Verlust leichter, dieser sich aber um so schwerer ersetzen lasse, je süßer, je reiner die Quelle war, an welcher man sich letzte."

Beatrix, welche vorher mit weniger Theilnahme zugehört hatte, fühlte sich nun erwärmter und unwillkührlich brach es aus

ihrem Herzen: „o daß doch der gute Kaiser bald, recht bald wieder glücklich seyn möchte!"

„Fräulein! Fräulein! wenn ihr das so recht aus euerem Inneren hervorspracht, so kann es dem guten Kaiser nicht fehlen, glücklich, ganz nach seinen Wünschen wieder glücklich zu werden, sobald ihr nur wollet," erwiederte der Bischof, Beatrix Hand zärtlich ergreifend.

„Wie, sollte das in meinen schwachen Kräften stehen?" antwortete Beatrix mit unbefangener jungfräulichen Bescheidenheit, und suchte sich aus des Bischofs Hand loszumachen.

„Noch einmahl! ihr, nur ihr könntet den Kaiser glücklich machen. Was hilft aller Glanz, was helfen Kronen sogar, so lange noch das Herz in seinem Innern unbefriedigte Wünsche hegt? Otto kennt die deutschen Fürstentöchter insgesammt, war oft in ihrer Mitte, und in keiner schien er zu finden, was sein Herz wünschte. Schön waren ihrer Viele, edel aber die wenigsten. Otto wünscht glücklich zu machen, um dadurch selbst glücklich zu seyn. Den meisten merkte er es ab, daß sie nur nach der Kro-

ne strebten, und der Thron sie reitzte; eine brave Gattinn zu seyn, die durch Herzensgüte der Schutzgeist des häuslichen Glücks werde, daran schien Vielen, nach ihrem Benehmen und Wandel zu urtheilen, sehr wenig zu liegen. Und nur dieses hält Otto für das Glück des Lebens, wodurch alle Freuden erhöhet, und alle Leiden versüßet werden. — Fräulein, ich bitte um Erlaubniß, freyer vom Herzen wegsprechen zu dürfen."

Beatrix erröthete. Der Bischof ergriff mit Traulichkeit ihre Hand, und sprach weiter: Ihr erschient vor der Fürstenversammlung. Daß eure Gegenwart auch den ältesten unter ihnen sehr angenehm überraschte, kann euch unmöglich entgangen seyn. Ihr spracht, und Aller Herzen waren euch zugethan, denn in jeder Eurer Sylben lag das kindliche Gemüth offen dar. Alle waren tief gerührt, der Kaiser jedoch am meisten. — Als ich nach der beendigten Versammlung, einige Tage darauf, als ihr Frankfurt schon wieder verlassen hattet, mit dem Kaiser allein war, schloß er sein Herz vor mir auf. „Bischof," sprach er, „ich kann der lieben Beatrix Bild nicht ver-

gessen; am Tage begleitet es mich, und in der Nacht erscheint es mir im Traume. Fragt, ob ich um ihretwillen die Krone nicht niederlegen würde, könnte ich dadurch ihre Hand und ihre Liebe erhalten, und ihr solltet sehen, wozu ich mich entschließen würde. Wie sprach Beatrix als Tochter! Wie liebte sie ihren Vater! Ihre Worte waren Bürgen der heiligsten Gefühle. O gewiß, eine so edle Tochter wird nicht minder eine so edle Gattinn seyn. Fräulein, ich will eurer Bescheidenheit nicht zu nahe treten, und verschweige, was er ferner noch zu mir sprach. Aber was ich ihm zusagte, darf ich euch nun nicht verhehlen. Ich versprach dem Kaiser, euch zu erforschen, ob ihr ihm Liebe gewähren, ob ihr die Seinige werden wollet. Ich habe zwar die mir angewiesenen Gränzen übertreten, denn er wünschte zu wissen, ob ihr ihn, ohne Rücksicht weiter, als einzig auf seine Person lieben könntet, und ihn auch dann noch lieben würdet, wenn er mit dem Hirtenstabe zu euch treten würde; denn ausdrücklich setzte er hinzu, daß er sich sehr unglücklich fühlen würde, entschlösset ihr euch, nur ihn glücklich zu machen, ohne es selbst zu seyn.

Sein Auftrag an mich schloß mit den Worten: Gehet behutsam und fein vorsichtig zu Werke, daß ihr sie nicht in Verlegenheit setzet, noch weniger ihren freyen Willen beschränket." Seht Fräulein, das war mein Auftrag von ihm. Als redlicher Mann habe ich keine Sylbe vor euch verhehlen wollen. Erwartet weiter keine Zurede von mir; ihr bleibt die freye Beherrscherinn eures Herzens; seyd also gegenseitig offen zu mir.

Beatrix vermochte nicht, ihre Augen zu erheben, noch weniger ein Wort zu sprechen. Ihre Mutter sah sich nicht weniger überrascht. —

„Ehrwürdiger Herr," sprach Beatrix nach einer kleinen Pause: „ich danke euch herzlich für euere gute Meinung, und besondere Freundschaft. Euch sogleich meinen Entschluß geben zu sollen, werdet ihr nicht von mir erwarten. So groß auch das mir zugedachte Glück, und die Gnade des Kaisers ist, deren er mich werth achtet, so würde ich doch einen großen Leichtsinn verrathen, wenn ich mir nicht wenigstens einen Tag Bedenkzeit von euch ausbitten wollte.

„Gern gewähre ich euch diese auf längere Tage noch, so sehr ich auch auf der andern Seite wünschen muß, daß ihr nicht länger anstehen möchtet. Indeß wenn ich nur meinem Herrn die beruhigende Antwort bringen darf, daß ihr nicht ganz gleichgültig gegen ihn seyd, so wird ihm das vor der Hand schon genug seyn. Berücksichtiget aber ja bey der Prüfung euch selbst, daß er euer Herz, und nicht nur eure Hand verlange."

„Das ist edel, sehr edel von dem Kaiser," fiel hier die Mutter ins Wort: „so bescheiden zu seyn, wo er eigentlich befehlen könnte. Beatrix soll frey wählen, damit Otto's Wunsch unbedingt erfüllt werde. Hatte sie sich auch bereits schon entschieden, ihre Tage aus der reinsten, heiligsten Empfindung dem Kloster zu weihen, als ich denselben Entschluß gefaßt hatte; so wird doch dieser euer Antrag ihr eine neue Ansicht des Lebens gewähren, was mich sehr freuen sollte, so unbedingt ich auch bey meinem Entschlusse verharre. Dort will ich meinem Gotte danken, wenn ich höre, daß sich zwey Herzen zu einander fanden, die im Wetteifer, eins durch das andere sich glücklich

zu machen, nie ermüden; so wie ich, ehrwürdiger Herr Bischof, von euch dagegen erwarte, daß ihr es beßtens leiten, und kein Arges hegen werdet, sollte meine Tochter zum Ehestande nicht geneigt seyn, und dem stilleren Leben den Vorzug vor der rauschenderen Freude der Welt geben. Daß wir den Kaiser hoch verehren, daß Alles vergessen sey, was er einst gegen meinen Gemahl unternahm, und daß wir Gott bitten, seine Regierung zum Wohl des Vaterlands ausgezeichnet glücklich seyn zu lassen, das versichert ihm dann mit dem wahren ungeheuchelten Herzen, so wie ich diese meine Bitte an Euch ergehen lasse."

Der Bischof keineswegs einer von jenen eigennützigen, oder überlistenden Unterhändlern, wie es deren so manche damahls schon bey ähnlichen Gelegenheiten gab, ward durch die schöne Unbefangenheit der Tochter, wie sie in jungfräulicher Bescheidenheit vor ihm dastand, und die reinste Unschuld des Herzens in jedem ihrer Gesichtszüge sich malte, entzückt, so wie über der Mutter Worte sehr tief gerührt, so schwankend auch die Wagschale stand, die seiner Hoffnung den gewünschten Ausschlag geben sollte, da

er in der günstigsten Meinung des Kaisers Antrag übernommen hatte, man werde ihm mit offenen Armen entgegen eilen, und nicht die geringste Bedenklichkeit werde Statt haben.

Beatrix entfernte sich auf ihr Zimmer und ging mit ihrem Herzen wohl zu Rathe. Erst am zweyten Morgen sprach sie mit ihrer Mutter, und Gründe wurden gegen Gründe auf das gewissenhafteste abgewogen. Beatrix entschied für Otto und empfing der Mutter Segen.

Bischof Conrad stellte sich des andern Tages ein, und schon der Blick der Mutter, wie der Tochter erleichterte ihm das Herz. Beatrix gab ihm mit einer Würde und mit einer Wahrheit des Gefühls ihren Entschluß zu erkennen, und ihm blieb nun nicht der kleinste Zweifel mehr übrig daß sein Zweck aufs vollkommenste erreicht sey. Er überreichte ihr des Kaisers eigenhändiges Schreiben. Jede Sylbe, welche Beatrix las, war ihr ein Bürge von den erhabensten Gesinnungen des Monarchen. Sie erwiederte es mit der aufrichtigsten Empfindung, und Conrad schätzte sich glück-

lich, der Ueberbringer dieser Antwort zu seyn.

Mit ausgezeichneter Gnade ward der Bischof vom Kaiser aufgenommen, die sich verdoppelte, als Otto das Antwortschreiben der edlen Beatrix gelesen hatte.

Die einzige Bitte hatte sich die nun erklärte kaiserliche Braut einige Zeit darauf, als von der Veranstaltung der Vermählungsfeyerlichkeiten die Rede war, zur Bedingung vorbehalten, daß solche erst nach dem Verfluß der gesetzlichen Trauerzeit um ihren Vater erfolgen möchten. Der Kaiser willfahrete ihr gern und ehrte das Zartgefühl der Geliebten.

Nordhausen ward zur Vollziehung der Vermählung erkohren; Otto hatte alles Erfinnliche aufgebothen, dieses Fest zu dem prachtvollsten zu erheben, was nur irgend an einem Deutschen Kaiserhofe gegeben worden war. Die kostbarsten Stoffe wurden zu den Kleidungen erwählet. Gold, Silber, Perlen und Edelgestein wetteiferten in dem Range, die kaiserliche Braut zu schmücken.

Aber wie erstaunte der sämmtliche Hofstaat am Tage der Vermählungsfeyer,

als Beatrix das einfachste der Gewänder gewählt hatte und ihr Haarschmuck nur in einer einzigen Reihe Perlen bestand. Otto selbst fand sich zwar auch, aber sehr angenehm überrascht. Er errieth ihr zartes Gefühl; ihre Wahl schmeichelte ihm und verschönte sie selbst.

Viele der Hoffräulein, welche nichts gespart hatten, ihre Reitze zu erhöhen, schadeten sich in der Nähe der Braut durch ihre Ueberladungen. Einige fühlten es und zogen sich verschüchtert zurück, die Meisten aber, von ihrer Eitelkeit hinterlistet, warfen in dem Wahne ihre Blicke umher, daß der Sieg auf ihrer Seite seyn müsse, und wurden untröstlich, manche wohl gar aufgebracht, indem sich ihre Anbether, die vorigen Tages nur noch unerschöpflich in ihren süßen Schmeicheleyen gewesen jetzt kälter geworden waren.

Durch diesen Ton, welchen Beatrix an dem feyerlichsten Tage ihres Lebens angegeben hatte, wurde gleichsam die Hauptregel für die künftige Hofetikette festgesetzt.

Otto und Beatrix stimmten so ganz Seele in Seele; um Anderer willen hiel-

ten sie zwar auf den Fürstenglanz von Aussen, jedoch nicht mehr, als was Klugheit und Vorsicht riethen, damit nicht ein falscher Schein vom Volke her auf sie fallen möge, das in gewissen Einschränkungen einen Stachel zu mancherley nachtheiligen Urtheilen findet; für sich selbst aber suchten sie ihr Glück einzig nur im Schooße der häuslichen Freude. Da ward aller Prunk entfernt und die zahlreiche Umgebung nur auf einige der Würdigern beschränkt, wo sich Herz um Herz in gleicher Nähe fühlte und jene Absichten wichen, aus welchen sich die gewöhnlichen Hofleute den Fürsten andrängen.

Die Waffen rasteten und die Nation freuete sich nun, endlich eine längere Zeit, als es zeither geschehen war, unter den Palmen auszuruhen. Otto wollte Deutschlands Frieden erhalten. Nur in dieser Hinsicht und mit diesem Entschluß unternahm er seinen Zug nach Rom. Dem Pabste alle Gelegenheit zu entziehen, der so gerne neue Flammen anzündete, mehrere Partheyen zu erregen suchte, um die Deutschen unter einander zu entzweyen, damit er um so mehr, nach seiner bekannten

Heimtücke, im Trüben fischen und nach Klapperschlangen-Art ein Land, eine Provinz nach der andern an sich reißen könne, gab er in Rom viel, sehr viel nach. Was bey Otto Weisheit, Klugheit sogar, fast Politik seyn konnte, die schon damahls die Seele der Thronen seyn mußte, und vermuthlich es schon lange war, als es Fürsten gab, hielt der durch den abscheulichsten Wahn vereitelte Mensch, daß er an Gottes Statt schalte und walte, jener Pabst Innocenz, der zur Schmach aller seiner Handlungen den Nahmen des Unschuldigen führte, für Einfalt und Furcht. Fast schauderte Otto über die von den Pabst gemachten Bedingungen zurück; denn jener Raubgierige verlangte, daß er ihm noch mehr Gehorsam und Ehrerbietung bezeigen solle, als seine Vorfahren den Päbsten zeither erwiesen hätten; daß er sich als Kaiser in geistliche Angelegenheiten nie mischen und solche ihm allein überlassen, auch unbedingt anerkennen solle, was er als Pabst zuerkannt habe; vorzüglich solle er aber auch äußerst möglich beförderlich zur Ausrottung der Ketzer seyn, wofür damahls Alle erklärt wurden, die

nur noch einen Funken gesunder Menschenvernunft äußerten, und diesen behaupten wollen; daß er ferner dem Pabste nicht nur den Besitz alles desjenigen abtreten wolle, was er und seine Vorfahren zeither besessen, sondern ihm sogar auch behülflich seyn solle, daß er dasjenige wieder erlange, was die deutschen Kaiser dem Pabste zu entziehen gesucht hätten, und endlich, daß er keine Kraft verweigern, keine Anstrengung scheuen wolle, der Kirche gegen Sicilien beyzustehen, das so keck der päbstlichen Macht trotze. Otto machte allerhand bescheidene Einwendungen gegen verschiedene Puncte; der päbstliche Hof, wie von jeher ein Freund von Zweydeutigkeiten, wußte seine Antwort auf so feine Schrauben zu setzen, daß dieser getäuscht ohne Bedenken endlich Alles einging, und auf diese Versprechungen vertrauend, den päbstlichen Hof in dem festen Glauben verließ, daß sein Zweck erreicht sey, und Deutschland sich nun im Arm einer langen Ruhe werde wieder erhohlen können. Nur für diesen Gedanken war er jeder Aufopferung fähig, da er aus langjähriger Erfahrung, bey der er selbst mit einge-

wirkt hatte, überzeugt war, daß, wenn die alten Zwistigkeiten im Innern des Reichs länger noch fortdauern sollten, das Gesammtreich mit allen seinen Fürsten zu Grunde gehen müsse.

Vergnügt, auf sein inneres Bewußtseyn sich verlassend, kehrte er nach Deutschland zurück. Die schönen Hoffnungen, die er nicht nur seinem Reiche, sondern auch seiner Gemahlinn, der edlen Beatrix, mitbrachte, verbreiteten eine allgemeine Freude, welcher aber leider nur von einem kurzen Bestand war. Kaum in seinem Reiche angelangt, berufte sich Pabst Innocenz auf das von Otto gelobte Versprechen, und verlangte Dinge, die das Ansehen des Kaisers schmählern, und tiefer noch, als zuvor, die allgemeine Wohlfahrt des deutschen Reichs untergraben mußten, wenn Otto willfahrete. Die Ansprüche auf einige italienische Städte, welche die vorigen Päbste an sich gerissen hatten, und worüber noch keine Entscheidung vorhanden war, ob solche im Besitz des päbstlichen Stuhls bleiben sollten, waren der Gegenstand der Forderungen des Pabstes, indem er unbedingt erklärte, daß

er sich durch keine irdische Macht entreissen lassen werde, was ihm Gott verliehen habe. Otto bemerkte deutlich das Fünklein aufglimmen, das sogleich zur Flamme ausbrechen müsse, denn gerade diesen Gegenstand hatte er am päbstlichen Hofe bey seiner persönlichen Gegenwart zur Sprache gebracht, und man hatte ihn durch so mancherley rechtlich scheinende Versicherungen, die doch am Ende nur Zweydeutigkeiten gewesen waren, und für den Augenblick den deutschen biedern Mann hatten täuschen sollen, in eine Ruhe gewiegt, von welcher er nun um so schrecklicher erwachen mußte. Groß war seine Verlegenheit. Beatrix bemerkte diese, und als sie die Ursache seiner Niedergeschlagenheit in leisen Andeutungen erforscht hatte, so zog sie sich zurück suchte jeden Augenblick, den er ihr in dieser seiner Lage gönnen konnte, aufs möglichste zu erheitern, und fühlte sich belohnt, wenn er sich in ihrer Gesellschaft auf eine kurze Zeit vergessen hatte. Noch immer hatte sich der Pabst eine Gegenparthey nicht nur in dem deutschen Reiche selbst, sondern auch an Otto's Hofe zu erhalten gesucht. Und diese, weil es ihr nicht hat-

te entgehen können, welch einen Einfluß Beatrix auf das Gemüth ihres Gemahls und seine Gesinnungen gewonnen habe, wendete alles auch in der Hinsicht bey ihr an, daß ihr Vater, Philipp von Schwaben mehr ein Freund des Pabstes, als sein Gegner gewesen sey, um den Kaiser zu vermögen, des Pabstes Aussprüche zu erkennen, ohne daß nur deßwegen ein einziger Waffenrock angezogen werden dürfe. Allein Beatrix entschuldigte sich, daß sie nur Gemahlinn, des Kaisers innigste, häusliche Freundinn sey, daß es ihr aber keineswegs zustehe, sich in die öffentlichen Angelegenheiten des Reichs zu mischen, und daß sie ruhig jedem Schicksale entgegen sehe, was auch eine höhere Macht über den Kaiser verhängt habe. Ihr Stolz sey einzig, ohne Hinsicht auf Krone und Thron, seine Freundinn zu seyn, seine einzige Freundinn zu bleiben.

Und diesem erhabenen Grundsatze blieb sie treu, so glänzend man ihr auch besondere Vortheile vorspiegelte, und wich mit einer weisen Klugheit den Netzen aus, die man ihr von allen Seiten legte.

Es konnte nicht fehlen, daß Otto, der auf sie sein ganzes Vertrauen setzte, ihr bisweilen seinen geheimen Kummer bekannt machte; aber sie blieb einzig nur Trösterinn, und erlaubte sich höchstens dann eine Bemerkung, wenn ihr Gemahl es ihr zu nahe legte und ihr gleichsam ihre Meinung abverlangte; aber auch da hielt sie sich in ihren bestimmten Gränzen, wodurch Otto's Liebe zur Ehrfurcht stieg und jedes Mahl einen noch immer schöneren Zug in ihrem Character entdeckte.

Otto hatte bey seiner deutschen Krönung den Eid abgelegt, die Rechte des Reichs aufrecht zu erhalten, und diejenigen wieder zu behaupten zu suchen, welche durch seiner Vorfahren Furchtsamkeit verloren gegangen waren. Was daher der Pabst jetzt wieder zur Sprache brachte, widerstritt diesem den deutschen Fürsten feyerlichst und unbedingt gegebenen Worte geradezu. Damit aber der Pabst den Wahn nicht hegen könne, sein Widerstreben geschehe aus eigenem Antrieb, so sammelte Otto seine Rechtsverständigen um sich her, und verpflichtete sie zur strengsten Gewissenhaftigkeit durch einen Eid,

diese streitige Angelegenheit aufs genaueste und gesetzlichste zu untersuchen. Diese ehrwürdige, aus den unpartheyischsten Männern erwählte Versammlung entschied, daß die vom Pabst in Italien in Anspruch genommenen, so wie noch andere in Italien bereits schon eigenmächtig an sich gezogene Städte seit der grauesten Zeit zum deutschen Reiche gehört hätten, und keineswegs durch die Macht der Waffen erobert worden wären. Otto meldete dieß an den Pabst. Eine nach dem damahligen Zeitalter gebiethende Antwort erfolgte von dem Pabst, beschwert mit einer Last von Drohungen, wodurch er zu schrecken suchte, und seine Vorfahren, die erschlafften Beherrscher Deutschlands, längst schon mit glücklichem Erfolg abgeschreckt hatte, dem päbstlichen Stuhle, worauf der sogenannte Statthalter Gottes saß, ein Wort entgegen zu setzen. Otto erwiederte, daß wenn Innocenz auf seinen Ansprüchen bestehen wolle, er ihn zuvor des den deutschen Fürsten geleisteten Eides entbinden müsse. Eine von Otto sehr gerechte Forderung, die aber zugleich auch den Pabst in eine nicht geringe Verlegenheit

setzte. Hätte er dieses wagen wollen, so würde nicht nur Otto verloren gewesen, sondern die Augen jener Menge fast erblindeter deutschen Fürsten, die der Pabst an seinem Bande gängelte, würden endlich von ihrer Starrsucht genesen seyn, und ihnen die Schliche hell und klar dargelegen haben, wodurch sie berückt worden waren und ihre Sehkraft verloren hatten. Der Pabst schlug Seitenwege ein und sie würden den Lüsternen getäuscht haben; für Otto hatten sie keinen Reitz, und er schlug, als freyer, rechtlicher, offener, deutscher Mann, unerschrocken seinen Weg der Pflicht ein, so sehr auch dieser mit Dornen belegt schien.

Otto rüstete sich mit sicherer Kraft und die Fürsten heiligten seine Worte, zum deutschen Herzen gesprochen. Unvermeidlich war der Krieg.

So weh dieser Entschluß der Kaiserinn that, so sehr ermannte sie sich. Sie brachte dem Kaiser einen von ihr selbst gewebten Waffenrock und eine von ihr gestickte Leibbinde, und überreichte ihm diese mit den Worten: Ueberzeugt, daß mein Kaiser und Herr sich nur um des Rechts

und der Wohlfahrt des deutschen Reichs willen in diesen schweren Kampf begibt, ermuthiget sich mein Sinn, daß mein Gebeth erhört und er mit Sieg gekrönt zurückkehren wird. Wird nun auch auf einige Zeit das schöne Glück unterbrochen, an welches ich mich so einzig gewöhnt habe, um so seliger wird dann das Wiedersehen und der Genuß des Glückes seyn, das dadurch einen neuen festern Grundstein erhalten haben wird. Diese Thräne, die meinen Augen entfließt, darf euch, mein Gemahl und Herr, in euerm edlen Unternehmen nicht irren; denn hier darf es nur dem Ganzen gelten, und ich habe mich überzeugt, nur das Nöthigere sey das Kleinod der Pflicht und der daraus entsprießenden unverwelklichen Freude.

Otto umfaßte das würdige Weib mit der glühendsten Zärtlichkeit und sein Muth stieg hoch empor: „Durch Gott und nächst ihm durch das Andenken an dich werde, will ich siegen!" rief er aus. Seine treuen Heerführer standen in diesem Augenblicke an seiner Seite. Diese Scene war von einem kräftigen Einfluß auf sie. Sie schwuren dem Kaiser einmüthig, das Schwere-

ste nicht zu scheuen und eher den Tod zu wählen, als ihren Muth durch unmännliche Furcht zu schwächen und ihn je zu verlassen.

Der Heereszug begann.

Da keine verschmitzten Gleißnereyen des Pabstes an des Kaisers treuer Brust haften wollten, so hatte Innocenz die alten Schliche auserkohren, seine ungerechten Forderungen durchzusetzen, und einen jungen deutschen Fürsten Friedrich II. mit der Zusage aufgewiegelt, daß, da ihm der Sitz auf Deutschlands Thron gebühre, er all sein Ansehen anwenden werde, ihn dahinauf zu erheben, wo er sich würdiger, als ein Otto, benehmen werde, der seine Macht gegen das geheiligte Oberhaupt wende, und gleichsam dadurch die Religion danieder zu werfen strebe.

Otto kannte Herzog Friedrich II., schätzte seine trefflichen Talente; um so mehr that es ihm leid, daß sich dieser den unedlen, widerrechtlichen Absichten des Pabstes sogleich hingegeben habe. Unternehmend, des Kriegswesens kundig, ausharrend und tapfer war Friedrich; doch stand, auf seine gerechte Sache sich ver-

lassend, Otto nicht ab, so mächtige Bewegungen auch sein Gegner in Apulien machte, woselbst er sich unter des Pabstes besondern Schutz zeither aufgehalten hatte.

Otto drang in Apulien ein; so hart der Kampf war, so blieb doch der Sieg auf seiner Seite und er bekam den größten Theil dieser Provinz in seine Gewalt und selbst Neapel ward ihm unterworfen.

Beatrix Herz fand sich erleichtert, als ein Bothe um den andern mit siegreichen Nachrichten bey ihr eintraf. Nicht mit Prunkfesten feyerte sie ihres Gemahls Waffenglück; ein stilles Dankgebeth in der Kirche, wohin ihr nur einige Kammerfrauen folgen durften, war ihr Opfer, verbunden mit den innigsten Sehnen, daß dieser über Deutschlands Ruhe sich abermahls erhobene Sturm sich bald legen und die Freude eines allgemeinen dauerhaften Friedens endlich das Loos des Vaterlandes werde, nach welchem schon damahls die grauen Vorfahren vergebens geseufzt hatten.

Vom Altar hinweg wandelte sie hinaus in die freye Natur und nur die vertrauteste ihrer Freundinnen begleitete sie. Alles rings um sie her lag so offen, so ange-

nehm. „Wenn er von dorther an der Spitze seines Heeres zurückkehren wird!" rief sie mit hohem Entzücken aus, und eine Thräne quoll dabey aus ihren Augen. „Doch meine Freude soll dankbar seyn und auch andre froh machen." Sie ging in das nahe liegende, von ihrem Vater erbaute Kloster; legte daselbst eine bedeutende Summe nieder, und bestimmte, daß drey Tage lange jeder Arme, der sich hier einfinde, frey gespeiset werden und ein kleines Geschenk erhalten solle.

Als sie aus dem Kloster zurückging, begegnete ihr ein schwacher, alter, in sehr dürftige Kleidung eingehüllter Mann, welcher an seiner Hand zwey liebe Knaben führte, und fast vor Müdigkeit darnieder sank. Er bemerkt die Kaiserinn, raft seine letzte Kraft zusammen und will ihren Augen entweichen. Sie ruft ihm freundlich zu; er achtet der holden Stimme nicht; der jüngste der Knaben stürzt ermattet zur Erde; er greift ihn hastig auf, hebt ihn auf seinen Arm und beflügelt seine Schritte. Beatrix ahnete aus diesem Benehmen irgend ein böses Vorhaben und wurde einigermaßen betreten darüber, da noch kei-

ner der Unterthanen vor ihr geflohen war, und sie sich im Gegentheil eines allgemeinen ungeheuchelten Vertrauens versichert halten durfte. Ein in der Nähe von ihr aber unbemerkter junger Landmann, welcher das Feld bearbeitete, hatte der Kaiserinn Zuruf gehört, und eilte mit seinen rüstigen Pferden und jetzt mit verdoppelten Kräften unaufgefordert dem fliehenden Greise nach, hohlte ihn ein und zwang ihn, ob dieser gleich einen Dolch nach ihm gezückt hatte, daß er sich ihm ergeben mußte. Er führte den Greis mit den Knaben vor die Kaiserinn.

„Warum flohst du, da keiner unserer Unterthanen vor mir flieht." fragte Beatrix.

„Das will ich Euch sagen, wenn wir allein sind."

„Hast du Geheimnisse."

„Ich bin alt genug, um zu wissen, daß der in den Staub Getretene vor seiner Gebietherin keinGeheimniß haben kann."

„Bist du ein Deutscher?" fragte Beatrix.

"Das bin ich," erwiederte der Greis.

„Nun so entferne dich und laß uns allein," befahl Beatrix dem jungen Landmanne.

„Traut ihm nicht, er hat einen harten rauhen Sinn," antwortete dieser. Doch, ihr werdet nun ruhiger seyn können. Ich antworte diesen Dolch euch aus, den er bey sich führte".

Beatrix erschrack allerdings ein wenig. „Und doch gehe und sey ruhig um meinetwillen," befahl die Kaiserinn zum zweyten Mahle dem Landmanne. „Wisse, wen Gott beschützen will, der fürchtet auch den scharf geschliffensten Dolch nicht, fürchtet nichts, und wenn sein Gegner einen ganzen Köcher voll Pfeile und Dolche hätte."

„Was der Fall bey mir ist!" versetzte der Greis.

„Sey dem auch wie ihm sey! Wer reinen Bewußtseyns ist, darf nie erzittern," entgegnete Beatrix. Und ihr Blick entfernte endlich den Landmann.

„O, wie habt ihr mich entwaffnet!" seufzte der Greis, auf seine Knie vor ihr nieder sinkend. „Mein Schwert hat mir der schreckliche Graf von Kallheim genommen, o, daß ich zögerte, ihm hinterrücks

den Kopf zu spalten, als er meinen Herrn unritterlich mordete, was mir ein Leichtes hätte seyn können, da sich mir in ihrem beyderseitigen harten Kampfe zwey Mahl die Gelegenheit darboth; aber nun nehmt auch, damit ich ohne alle Wehr sey, die letzten Vertheidiger unserer Freyheit hin und des Ohnmächtigen Schicksal ruhe in Euren Händen. Ihr seyd Kaiserinn. Beweiset es nun, wie ihr es seyd!" Er antwortete ihr drey scharf geschliffene Dolche aus, die er aus seinem Busen zog.

Wer nichts zu fürchten hat, scheuet auch deine Dolche nicht," erwiederte Beatrix: „aber du nanntest den Graf Kallheim als Mörder; Unglücklicher, wer bist du?"

„Meinen Nahmen traf nie eine Schande, ich brauch ihn euch daher nicht zu verhehlen. So wisset denn: ich bin Wolf, des getödteten Otto von Wittelsbach bis in den Tod zwanzig Jahre lang treu gebliebener Waffenträger, nachdem ich zuvor seinem Vater dreißig Jahre lang gedient hatte und eben heute siebenzig Jahre alt geworden bin."

„Und diese Knaben?" fragte Beatrix tief gerührt.

„ — Sind des Wittelsbacher Söhne."

„Schrecklich! sehr schrecklich!" rief Beatrix fast erschrocken aus; doch faßte sie sich sogleich auch wieder.

„Und wo gedachtest du mit den Unmündigen hin?" fragte sie menschenfreundlichst.

„Das weiß ich nicht. Gott allein mags wissen, der der Unschuld Erhalter und Schutz ist. Retten wollte ich diese guten Kinder vor der Verfolgung, die ihnen auf der Ferse nacheilte. Kann es je ein fürchterlicheres Unglück geben, als vaterlos zu seyn zu einer Zeit, wo man des Vaters so bedürftig ist? Hundertfältig liegt aber diese Last auf den Fürstenkindern."

Und Beatrix hob die Knaben auf ihren Arm, küßte sie und gelobte: Zaget nicht, ihr Unschuldigen! ich will eure Mutter, eure Vertreterinn vor dem Kaiser seyn! In euch soll des Vaters Schuld nie, nie gerächt werden! Raubte mir auch euer Vater den meinigen; ohne daß er dabey weder eurer, noch meiner gedachte, so will ich euch doch eure Mutter ersetzen, ob ich euch auch euren Vater eben so wenig ersetzen kann als ihr mir den meinigen. Steh auf, Al-

ter! und traue diesen meinen Worten unbedingt. Kehre einstweilen in jener Hütte ein, wo ich so lange für euch sorgen und euch unterstützen werde, daß es dir und den holden Knaben an nichts mangeln soll, was euer Leben zufrieden und heiter machen kann, bis ich den Kaiser für euch gewonnen haben werde."

„Großer Gott, ist es möglich," — äußerte Wolf, indem sich eine Thräne aus den Augen drängte: „daß der Fußboden unter mir wieder lind und leicht werden konnte, seitdem ich über die brennenden Trümmer Wittelsbachs verzweiflungsvoll hinwegschritt? Ach! gnädige Kaiserinn, ihr hättet da zugegen seyn sollen, als diese armen Knaben hülflos auf denselben umherirrten, keiner es wagte, so tief ihn auch der Schmerz ergriff, sich ihrer anzunehmen, da sie die Kinder eines geächteten und nun in seinem Blute liegenden Vaters waren. Wie die Armen die blutiggerungenen kleinen Hände jedem vorübergehenden entgegen streckten und um Erbarmen fleheten, jeder ihnen den Mund zuhielt, daß ihre klagenden Stimmen die grausamen Verfolger nicht aufmerksam machen und sie, um ihre Rache voll zu küh-

len, herbeyziehen mögen, und dann floh und die Waisen ohne Hülfe stehen ließ."

„Höre auf, höre auf und brich mein Herz nicht noch mehr!" bath Beatrix. „Folge mir; ich will euch sichern, und wieder gut machen, so viel dieß in meinen schwachen Kräften stehet. Folge mir und habe Vertrauen!"

Sie nahm die Knaben an ihre Hand. Ihre Vertraute führte den schwankenden Greis, dessen Kräfte fast aufgelöst zu seyn schienen, zur einsamen, in einem nahangränzenden Walde liegenden Hütte eines Einsiedlers, welcher ein frommer und rechtlicher Mann war und auf dessen Treue sie sich verlassen konnte, da er zeither der Wohlthaten viele von ihr genossen hatte. Sie empfahl ihm den Greis mit den Knaben aufs Gewissen und geboth ihm hauptsächlich Verschwiegenheit.

Wolf fand in dem Einsiedler den Mann, dem er beym ersten Anblick schon sein ganzes Herz hingab; nicht weniger gewannen die Kinder denselben lieb und schmiegten sich auf das vertrauungsvollste an ihn an.

Klein war die Hütte des Einsiedlers, aber geräumig genug. Otto von Wittelsbach

hatte seine Söhne keineswegs verzärteln lassen; was hundert andern Kindern seines Standes unentbehrliche Bedürfnisse waren, das kannten sie nicht und hatten folglich auch keine Gelüste darnach.

Täglich besuchte Beatrix wenigstens Ein Mahl ihre Pfleglinge, und jedes Mahl suchte sie ihnen das Leben zu erleichtern, verschaffte ihnen eine anständigere Kost, als der Einsiedler genoß, der nur von Kräutern und Wurzeln zu leben ein Gelübde gethan hatte, und von diesem nie abwich.

Beatrix wünschte im Stillen ihr edles Werk fortzusetzen, und es dann erst zu vollenden, wenn ihr Gemahl aus dem Feldzuge an ihre Seite wieder zurückgekehrt sey. Niemand, als ihre Vertraute durfte daher von dem ganzen Vorgange etwas wissen und nur heimlich schlich sie zu des Einsiedlers Hütte. An den Höfen lauschen die Argusaugen gleich ewigen Wächtern.

Graf Kallheim, an Otto's Hofstaat als Marschall angestellt, war nicht mit im Feldzuge, ob er gleich dadurch, daß er den Pfalzgrafen von Wittelsbach hingerichtet und dessen Burgen zerstört hatte, dem Kaiser einen ausgezeichneten Beweis seiner

Anhänglichkeit, seines Muthes, seiner Tapferkeit hatte geben wollen. Er suchte sich daher bey der Kaiserinn in vorzügliche Gunst zu setzen, stellte mancherley Vergnügungen der Kaiserin zu Ehren an, woran sie aber selbst nie Theil nahm, so gern sie es auch ihren Hofleuten gewährte und übrigens den Grafen Kallheim bestens unterstützte. Aber der Marschall zürnte insgeheim, die Kaiserinn bey keinem seiner Feste zu sehen, so sehr er ihr auch ins Angesicht schmeichelte. Es war ihm nicht verborgen geblieben, daß sie jeden Tag, wie die Witterung auch seyn mochte, wenigstens Ein Mahl, entweder am frühesten Morgen, oder beym einbrechenden Abend den Einsiedler, nicht selten sogar in einem Tage zwey Mahl besuchte; daß ihr Herz dabey einzig an diesem alten Manne hangen, und der Gegenstand ihrer Besuche nur Andacht und Gebeth seyn könne, schien ihm unglaubbar; so sehr er aber nachforschen mochte, so wurde seine Neugierde doch nicht befriediget. Der Einsiedler war auf seine Hütte so aufmerksam, daß er durch eine Oeffnung derselben mit hinaus sehen und wahrnehmen konnte, wer irgend sich derselben nahen

wollte. Oft hatte der Hofmarschall verschiedene Bothen, verkleidet sogar, hinausgesendet. Ehe diese sich es aber versahen, war ihnen der Einsiedler entgegen gekommen und hatte sie so gut abgefertiget, daß sie, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, wieder zurückkehren mußten. Graf Kallheims unedle Neugierde wuchs so sehr, daß er sich entschloß, selbst dem Einsiedler einen Besuch zu geben; aber auch ihm kam der Einsiedler entgegen, und wußte sich so geschickt zu entschuldigen, daß sich der Hofmarschall fügen und ohne die geringste Gegenrede den Bitten des Einsiedlers nachgeben mußte. Er glaubte nun einen Schleichweg einschlagen zu müssen, denn seine Neugierde hatte sich bereits in Verdacht verwandelt. Er befahl zweyen seiner Reisige, vermummt und mit verhängtem Zügel auf des Einsiedlers Hütte einzustürmen, genau sich in derselben umzusehen, und ihm darüber treuen Bericht abzustatten; aber bey Todesstrafe nicht zu verrathen, wer sie sende, noch sonst ein Kennzeichen von sich zu geben, daß sie zu des Kaisers Leuten gehörten. „So ihr glücklich in euerm Unternehmen seyd, will ich euch fürstlich lohnen," war der letzte

Bescheid, den er ihnen gab, der zwar dem wörtlichen Ausdruck nach einem sichern Versprechen glich, wobey aber doch in seinen Blicken eine Drohung stand, die ihnen alles fürchten ließ, wenn sie mit leeren Ausflüchten zurückkehrten.

Sie sattelten ihre Rosse, und ritten in der Nacht erst aus, damit ihnen der Plan um so sicherer gelinge.

Schon flammte ihnen das schwache Licht aus der Hütte des Einsidlers entgegen. Sie hatten einen ungewohnten Weg genommen, hatten unter dem gefährlichsten Wagniß über Graben und Gesträuch gesetzt, um des Einsiedlers Aufmerksamkeit zu überlisten. Schnell ward der Himmel, gleichsam wie mit einem einzigen Hauch, von Gewitterwolken überzogen; ein heftiger Sturm erhob sich. Die Reisige spornten ihre Rosse noch heftiger. Unvermuthet trat ein alter ehrwürdiger Greis aus dem Dickicht sehr entschlossen mit raschen Schritten hervor, fiel beyden Reitern in die Zügel, und mit einem Krachen, als wenn die ganze Welt erschüttert werden sollte, fuhr der Blitz auf eine in der Nähe stehende bejahrte Eiche herab. Die Reisige erblaßten. „Seht," sprach

der Einsiedler ruhig und unerschrocken: „dieß ist die mächtige Hand Gottes, die euren bösen Anschlag vernichten will. Steht ab von ihm, ihr vermummten Männer, damit ihr euch nicht als Räuber entehret, denn ob ihr auch sonst wackere Reisige seyn möget, so habt ihr doch dieses in demselben Augenblicke durch den unredlichen Streich aufgehört zu seyn, zu welchem ihr euch so eben habt brauchen lassen wollen. Ihr irret euch, wenn ihr glaubet, ich wüßte nicht, von wannen ihr kommt, und wer euch gedungen hat. Sagt dem Kallheim, daß ein geheiligter Brief des Kaisers dieses Ortes Freyheit gegründet habe, als sey er zum Kloster geweiht; sagt, daß ich schweigen, und nichts ahnden, dann aber wider ihn klagen werde, wenn er einen neuen Versuch gegen mich und mein Gelübde wagen sollte."

Die Reisige entschuldigten sich, bathen und flehten auf ihren Knieen den alten ehrwürdigen Mann um Verzeihung.

„Zieht zurück! Alles soll euch vergeben seyn. Das aber, was ich euch gesagt habe, was erfolgt sey, und was erfolgen werde, verhehlet eurem Herrn mit keiner Sylbe.

Eilt, damit euch nicht ein noch schwereres Wetter ereile.

Die Reisige bestiegen ihre Rosse und eilten beschämt und in einer unbeschreiblichen Verwirrung von dannen. Der Hofmarschall hatte ihrer bis zur Mitte der Nacht am Fenster geharrt. Er ließ sie rufen, sobald sie in die Burg eingeritten waren. Sie erzählten, was sie gesehen, was sie gehört hatten, und verheimlichten ihm nicht, daß sie von dem Einsiedler, so sehr sie sich auch vermummt und unkenntlich gemacht hätten, doch augenblicklich erkannt worden wären. Der Hofmarschall erschrack ein wenig; damit man ihm seine Verlegenheit aber nicht abmerke, strömte er in heftigem Unwillen mächtige Zornreden aus, schrieb alles der schlechten Art und Weise zu, wie sie sich benommen hätten, und verboth ihnen, irgend eine Sylbe zu erwähnen, gegen wem es auch seyn möge, und unerschütterlich zu läugnen, wie man auch in sie eindringen wolle. „Legt euch auf euer Lager, als hättet ihr die ganze Nacht geschlafen, ich will euch mit meinem Zeugnisse unterstützen, daß ich bestimmt wisse, ihr wäret seit zwey Tagen nicht aus mei-

ner Burg gekommen. Niemand als der Thorwart hat euch bemerkt. Er ist längst in meinen Händen, daß ich seine Zunge lähmen kann."

Und der Hofmarschall bediente sich seines ganzen Ansehens, daß keine Schuld weder auf ihn, noch auf seine Leute fallen kann."

Des andern Tags besuchte die Kaiserinn, wie gewöhnlich, ihre Pfleglinge. So gern der Einsiedler den gestrigen Vorgang verschwiegen hätte, so fühlte er sich doch gedrungen, weil er für die Folge nicht bürgen konnte, die Kaiserinn davon zu benachrichtigen, doch dabey des Hofmarschalls Kallheim möglichst zu schonen, indem er hinzusetzte: daß dieser irgend Kunde eingezogen haben müsse, wie beyde Söhne des Wittelsbachers in seiner Einsiedeley verborgen gehalten würden, und also vielleicht seinen Haß auf die unschuldigen Knaben übertragen zu müssen glaube, um sich dem Kaiser und der Kniserinn wohlgefällig zu machen, und daher vielleicht einzig aus dieser Absicht nicht eher rasten werde, bis er auch diese vertilgt habe. — Die Kaiserinn erschrack anfangs ein wenig; faßte sich aber

leicht wieder und bezeigte dem Greise über seinen Muth und seine Geistesgegenwart ihr Wohlgefallen; unrühmlich nannte sie aber die Art und Weise, welche der Hofmarschall zu Erreichung seines Zwecks gewählt hatte. Hätte sie tiefer in das Innere desselben hinabschauen können, sie würde ihn zu einer harten Verantwortung haben ziehen müssen, und wenn sie auch glimpflich mit ihm hätte verfahren wollen. Schwerer aber würden sie sich so eben haben berathen können, hätte sie nicht einige Stunden zuvor Nachricht von ihrem Gemahl erhalten, daß er binnen drey Tagen seinen feyerlichen Einzug halten werde.

Wie die Kaiserinn von ihrem Morgenspaziergange zurückgekommen und in ihr Zimmer eingetreten war, machte ihr der Hofmarschall sogleich die Aufwartung, und so peinlich ihn sein Gewissen ängstigte, so hatte er doch die Maske einer ruhigen aber falschen Freundlichkeit angelegt, was Höflingen so leicht wird, um ihr Inneres zu verbergen. Er sprach von der Schönheit des heutigen Morgens; sie von dem furchtbaren Gewitter, was die vergangene Nacht in der Nähe heftig gewüthet, wovon sie

jedoch nichts wahrgenommen habe. Sie erzählte dann die Gefahr, in welcher der arme Einsiedler gewesen, der von zwey Räubern hart bedrohet worden sey, diese Gefahr aber wacker von sich abgewendet habe. Und scharf faßte sie den Hofmarschall dabey ins Auge. Dieser aber suchte das Meisterstück seiner Verstellung zu vollenden. Er bedauerte den armen Greis und versicherte, daß er in diesen Stunden noch die Gegend umher durchsuchen, und finde er die Thäter auf, sie ihrem Verbrechen gemäß nach der Strenge der Gesetze richten lassen wolle. Diese Dreistigkeit beleidigte doch endlich die Kaiserinn zu stark; sie brach das Gespräch ab, wendete sich von dem Hofmarschall und ihr fast an Verachtung streifender Blick sagte ihm Alles, um ihn seine Niedrigkeit fühlen zu lassen.

Der Hofmarschall ahnete, daß ihm sein Loos nun geworfen sey; die Ungnade des Kaisers schien ihm unvermeidlich, denn er war überzeugt genug, wie zärtlich Otto seine Gemahlinn liebe, und also um so härter strafen werde, je nachdrucksvoller sie ihre Beschwerde führe.

Alles zu wagen, oder alles zu verlieren war der Entschluß, der sich augenblicklich in seinem Innern emporhob, und zugleich den Keim zu einem Plane legte, der selbst Satanas, dem Meister der Hölle, in Hinsicht des bösen Willens, wenn auch nicht der List, Ehre gemacht haben würde.

Durch seine Spürkraft hatte der Hofmarschall so viel herausgeforscht, daß sich ein junger, liebenswürdiger Ritter in der Gegend gezeigt und in der Hütte des Einsiedlers eingesprochen habe. Sogleich, als Graf Kallheim dieses vernommen, ward in seinem boshaften Herzen nichts gewisser, als daß die Kaiserinn unter dem Schutze des Einsiedlers verbothene Liebeshändel pflege, und ohne sich bey der Kaiserinn zu beurlauben, schwang er sich unter dem Vorwande auf sein Roß, nähere Erkundigungen über des Kaisers Herannahen einzuhohlen, und damit keiner seiner Leute etwas ausschwatzen möge, nahm er alle seine Reisige mit sich.

So sonderbar der Kaiserinn dieses Betragen vorkommen mußte, so viel Arges sie in solchem voraus sehen konnte, so blieb sie doch ruhig, ohne nur das geringste

Befremden gegen irgend Jemand zu äußern; vielmehr freuete sie sich im Angesicht des ganzen Hofs, daß Kallheim ihr die erste Nachricht bringen werde. Ihr Gewissen war rein, mochte der Hofmarschall auch noch so feine Intriguen anspinnen. Nicht minder vertrauete sie auf ihren Gemahl, der ein zu helles Auge hatte, um jedem Geschwätz zu vertrauen und sich demselben hinzugeben. Uebrigens hatte sie ihren Plan so sicher entworfen, daß ihr Gemahl keineswegs zürnen könne, wenn sie ein Wort für die armen verlassenen, und wie sie solche nun erfunden hatte, so lieben Kinder des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach sprechen werde.

Sie harrete des andern Tages auf die Zurückkunft des Grafen Kallheim. Vergebens! Ihre Hoffnung ward getäuscht. Augenblicklich stieg nun ihr Verdacht zur Gewißheit, und doch blieb sie ungestört in ihrer Ruhe.

Endlich erschienen die Eilbothen mit der Nachricht, daß binnen wenig Stunden der Kaiser mit seinem Heereszuge eintreffen werde. Beatrix säumte nicht, ihm entgegen zu eilen, obwohl sich Otto alle Feyerlichkeiten verbethen hatte.

Fast drey Stunden lang hatte sie ihren Weg gemacht, als endlich die Fähnlein aus der Ferne sich zeigten. Sie stieg aus dem Wagen, ging ihrem Gemahl entgegen und mächtig erhob sich ihr Herz, als ihr Auge den Helm in der Sonne blitzen sah, der unter allen hervorragte und ihn auszeichnete.

Sie fiel vor dem Kaiser auf ihre Knie nieder, und die wenigen kräftigen Worte, die sie ihm entgegen sprach, erfreueten den Sieger, den Kaiser, den Gemahl. Er sprang vom Rosse herab, umarmte sie zärtlich. Das herangerückte Heer von dieser Scene bezaubert, rief einmüthig: Es lebe der Kaiser, es lebe die Kaiserinn! und die Trompeten schmetterten in den Freudenruf. Graf Kallheim knirschte mit den Zähnen.

Kallheim hatte den Kaiser über drey Meilen weit eingehohlt, und war keinen Augenblick während seines Einzugs von seiner Seite gewichen. Otto's erste Frage war: wie sich die Kaiserinn befinde? — und der schlaue Hofmann war unerschöpflich in seinen Schilderungen, wie wohl sie sich zeither befunden; wie sie sich der allgemeinsten Liebe und Ehrfurcht des Volks zu

versichern gewußt habe; wie Gnade und Wohlwollen der Hauptzug in allen ihren Handlungen gewesen sey. Dabey wußte er jedoch so Manches einzuweben, was auf den Kaiser einen ganz entgegengesetzten Eindruck machen und sogar einige Besorgniß in ihm erregen mußte, ohne daß er, um keine Blöße zu verrathen, sich sogleich nach diesem oder jenem Gegenstande genauer erkundigen wollte. Die Kaiserinn aber gesehen, die Freude über seine glückliche Wiederkunft so deutlich in ihrem Gesichte lesen und alles zu vergessen, was ihm durch Kallheims verschmitzte Darstellung nicht wenig Unruhe verursachte, war die Schöpfung des Augenblicks, um der Unschuld den reinsten Sieg zu gewähren. Insgeheim verzagte jedoch der Hofmarschall im geringsten nicht, endlich doch seinen Plan auszuführen, weil seine Ehre und sein Glück auf dem Spiele stand. Er fürchtete die Kaiserinn, wie sein Gewissen bey dem ein Mahl gewagten Unternehmen. So eben hatte er erfahren, daß sie sogar an dem feyerlichen Tage des Einzugs nicht verabsäumt hatte, den Einsiedler in seiner Hütte zu besuchen: daß sie dieses Plätzchen keineswegs wählen

könne, um dort im Gefühle der Andacht Opfer der Dankbarkeit für die glückliche Zurückkunft ihres Gemahls darzubringen, glaubte er deßwegen vermuthen zu können, weil Beatrix die Kirche liebte, und dort öfters ganz allein und für sich bethete; daß also eine andere geheimere Ursache bey diesen Besuchen zum Grunde liegen müsse, ward ihm immer mehr und mehr zur Gewißheit, so daß er sich in seinem ersten Gedanken endlich bestärkt fühlte, hier müsse ein geheimes Liebesverständniß obwalten und der Einsiedler sey der Unternehmer. Gemeine, elende Seelen berechnen jede ihrer Handlungen nur nach dem Stoffe dieser ihrer Natur und Grundsätze. Eben hatte er auf diesen Moorgrund weiter fortbauen wollen, um Beatrix zu stürzen, damit er sich rette, eben war er in dieser Absicht zu dem Kaiser gegangen und sah sich dem günstigen Augenblicke fast nahe, sein Werk mit glücklichem Erfolg zu beginnen, als die Kaiserinn bitten ließ, erscheinen, und ihrem Gemahl einige merkwürdige Personen vorstellen zu dürfen.

Graf Kallheims Muth wuchs; Vorstellungen über Vorstellungen durchkreuzen sein

Inneres und befeuerten seine Hoffnungen, daß sich Beatrix ihr eigenes Netz legen werde.

Der Kaiser bewilligte das Gesuch der Kaiserinn.

Sie erschien, an ihrer Seite zwey holde Knaben, ein junger Ritter, ein ergrauter, alter Mann und der Einsiedler.

„Kommt, ihr verlassenen Waisen, nur ganz muthig und getrost," sprach die Kaiserinn: „der Kaiser der Deutschen ist ein gerechter Mann und ein Herz voll Menschenliebe vollendet die Tugenden, welche bey Fürsten, besonders bey Fürsten, die Helden sind, gewöhnlich zu den Seltenheiten gehören. Kinder, werft euch ihm zu Füßen; er wird euch nicht verstoßen!"

Der Kaiser war überrascht, Kallheim erblaßte und hätte sich gern wegbegeben, wenn es auf eine schickliche Art hätte geschehen können, um sich nicht noch verdächtiger zu machen, als er sich selbst in diesem Augenblicke fühlte.

„Diese guten Kinder," sprach die Kaiserinn weiter: „sind die verlassenen vater- und mutterlosen Waisen des geächteten Pfalzgrafen Ottos von Wittelsbach. Daß sie in

meine Hände kamen, um ihre Retterinn zu werden, ist die Leitung einer höhern Macht, die ich in dieser Fügung erkannt, — mich ihr unterworfen und feyerlich gelobt habe, ihre Mutter zu werden. Doch fühle ich, daß meine Kräfte als Pflegemutter zu schwach sind und nicht ersetzen können, was diese guten Kinder verloren haben. Um sie ganz glücklich zu machen, bedarf es eines Vaters, und ich wage es, meinen Herrn und Gemahl anzuflehen, sich dieser edlen, und unter diesen Verhältnissen so eigenen Pflicht, großmüthig zu unterziehen. Ach, sind diese Kinder nicht zu jung, als daß sie an des Vaters Verbrechen Theil genommen haben sollten? Und würde es nicht grausam seyn, ihnen anzuschuldigen, und an ihnen zu rächen was sie nicht verwirkt haben? Ist es nicht vielmehr Pflicht, uns ihrer Herzen zu ermächtigen, um vielleicht dem Reiche für die Zukunft einige wackere Männer mehr zu erhalten? Gott hat sie in meine Hände durch einen besondern Zufall gegeben; daß ich diese Kleinode auf das heiligste bewahre, gebiethet mir die Religion und mein Herz. Höre mein Kaiser und mein Herr diesen Vorgang und ich werde gerechtfertiget vor ihm

stehen! Ich kam eben vom heiligen Altare zurück, wo ich dem Ewigen für die erfreuliche Nachricht der baldigen Zurückkunft meines theuern Gemahls gedankt hatte, glaubte diesen schönen Tag nicht besser als durch die Pflichten der Wohlthätigkeit verherrlichen zu können, und eilte daher in die Hütten der Armen und Kranken nach meiner Weise. Als ich eben einen Feldweg durchschritt, fiel mir ein eisgrauer Mann mit zwey holden Knaben auf. Niemand, noch niemand war je vor mir geflohen; dieser war der erste. Betreten durch diesen Vorfall, ließ ich dem Alten nacheilen und auf seiner Flucht anhalten. Man brachte ihn mit seinen zwey Knaben zurück. Hart setzte er sich zur Gegenwehre; er glaubte seine Pfleglinge in Gefahr; ihre Errettung war ihm mehr als sein eigenes Leben werth. Selten kann ein Vater gegen seine Kinder in höhere Liebe und Treue entbrennen, als er. Es schien, als wolle er eher sein Leben hinopfern, als die der Freyheit beraubt sehen, denen er die letzte Kraft seines Beystandes zu opfern, Gott in seinem Innern gelobt hatte. Schwer ward es, sein Vertrauen zu gewinnen; endlich gelang es mir. Der geächtete Pfalzgraf

war vom Graf Kallheim ermordet; aus den in Schutt und Aschenhaufen verwandelten Burgen Otto's von Wittelsbach rettete Wolf, dieser alte treue Kriegesmann, des Pfalzgrafen Waffenträger, eine Stelle, die er zwanzig Jahre bey diesem und drey und dreyßig Jahre bey dessen Vater aufs redlichste verwaltet hatte, diese unschuldigen Kinder, und irrte mit ihnen, ohne eigentlich zu wissen, wohin, einzig Gott vertrauend, in der Irre umher, um endlich mitleidige Seelen zu gewinnen, ihnen eine Freystatt zu vergönnen. Ich fühlte mich berufen, ihr Schutzgeist zu werden, brachte alle drey in die kleine Hütte des Einsiedlers, empfahl sie diesem zur treuesten Obhut und Sorgfalt, damit ihr Aufenthalt nicht ausgespähet werde, und für ihren Unterhalt sorgte ich, indem ich sie täglich wenigstens Ein = wo nicht zwey Mahl besuchte und dazu Alles nur einzig selbst anordnete, um mein Geheimniß durch das Anvertrauen in mehrere Hände Fremden nicht Preis zu geben. So Manches konnte ich doch nicht allein besorgen. Dieser wackere junge Mann, Hunold vom Eichsfelde, welchen ihr aus dem Lager verwundet zurückschicktet, da er als

einer Euerer treuesten und ergebensten, mein Herr und Gemahl, euer Leben zu retten, selbst sein eigenes hinzuwagen, nicht anstand, ward zu dieser Absicht von mir erwählt, und ich vertrauete ihm meinen Plan an, weil er sich nur einige Meilen entfernt von uns aufhielt, und die Einsamkeit lieber gewonnen hatte, als das Geräusch des Hoflebens."

Ritter Hunold vom Eichsfelde, welcher sich nicht eher, bis zu diesem Augenblick, zu erkennen geben sollte, schob nun sein Visir auf; der Kaiser erkannte ihn und winkte ihn freundlich.

Sanft hob er die beyden Knaben auf: Eine edlere Fürsprecherinn konnte sich eurer nicht annehmen, sprach Otto mit Rührung." Ja, ich will mich eurer annehmen; ihr Unschuldigen sollt nicht fremde Schuld tragen. Ich will euer Vater, euer Erzieher, euer Schutz seyn. Werdet brav meine Söhne, und laßt mich nie von euch fürchten, daß ihr mir je mit Undank lohnen werdet. Die Kaiserinn will eure Mutter seyn, und ich freue mich dieses ihres Entschlußes. Seyd ihrer werth, und es wird euch wohl gehen. Euch aber, (sich zu Hunold vom Eichs-

felde wendend) edler Ritter, danke ich hier wiederhohlt für die standhaftige, muthige Treue, die ihr mir erwiesen habt. Auch durch diese neue edle Handlung, daß ihr die Kaiserinn in ihrem wohlthätigen Unternehmen so menschenfreundlich unterstützet, habt ihr euch mir nur um so werther gemacht. Menschliche Gesinnungen und Wohlwollen zieren den Krieger weit mehr, als jene Wuth, die auf nichts Rücksicht nimmt, und die Gränzen nicht zu finden weiß, wo das Unglück zu mildern ist, ohne seiner Tapferkeit und seiner Ehre auch nur das mindeste dabey zu vergeben. Ihm ist der Verlassene ein Heiligthum und er würde sich unter sich selbst herabsinkend fühlen, diesen vertilgen zu wollen, da er ihm keinen Schaden zufügen kann, ja er würde es für ein Brandmahl seines Ruhmes halten, wollte er seine Hand je an einen Wehrlosen hinterrücks anlegen, um sich, nach der Meinung gleich Unwürdiger, einen Kranz zu verdienen." Bey diesen letzten Worten blickte er dem Graf Kallheim scharf ins Gesicht, welcher seine Augen niederschlug und seine unedlen Absichten, die er selbst gegen Otto von Wittelsbach zwar glücklich, aber

keineswegs als Ritter ausgeführt hatte, entdeckt sah. Er stand da, als wenn der Boden unter ihm zur Flamme würde, und damit er das Maas seiner Schande vollfüllte, gebar seine schwarze Seele in demselben Augenblick den schrecklichen Gedanken, seinen Kaiser zu verlassen, und zu dessen Gegner, Friedrich dem II., dem Günstling des Pabstes, überzugehen, obgleich dieser in zweymahligen Schlachten von Otto hart gedemüthiget worden war. Graf Kallheim unterdrückte nun gewaltsam die Empfindungen seines Aergers, denn die edleren der Scham waren ihm fremd; er heiterte sein Gesicht, schmeichelte dem Kaiser mit der ganzen Verworfenheit seines Gemüthes, nicht minder der Kaiserinn; heuchelte einen freyen heitern unbefangenen Sinn, als habe ihn keine jener Sylben getroffen, und Otto behandelte ihn auch hier noch mit Schonung und Zartgefühl, in der Hoffnung, daß er in aller Stille auf sich das nöthigste bezogen haben werde, ohne daß davon etwas zur nähern Kunde der übrigen Ritter und Herren gelangen könne; denn vom Hunold vom Eichsfelde war er versichert, daß er dessen nicht gedenken,

noch weniger mißbrauchen, was er in Gegenwart seines Kaisers gehört habe.

Die Nacht brach herein, und Kallheim gewann unter einem listigen Vorwande seine Reisige alle, ihn zu einem Zug zu begleiten, welcher ihm von dem Kaiser insgeheim aufgetragen worden sey. Die Rosse wurden in der Mitternachtsstunde gesattelt, und als nun alles in der kaiserlichen Burg umher still und in Schlaf versunken war, ritten sie auf und davon, und zwar mit einer Hast, daß sie schon bey grauenden Morgen auf fremden Gebieth waren, gleichwohl aber sich keine Ruhe eher gestatteten, als bis sie in der Nähe von Friedrichs Hoflager angelangt waren.

Die Entfernung Kallheims fiel am folgenden Tage den Hofleuten auf, als der Abend heran dämmerte, und er, was sonst nie geschah, über Nacht ausblieb. Man meldete dieß dem Kaiser, doch diese Nachricht machte demselben keine Unruhe. Als aber am dritten Tage Eilbothen über Eilbothen anlangten, daß der Kallheimer sammt seinen Reisigen hinaus über die Gränzen des deutschen Gebieths seinen Weg genommen, und dem Hoflager Friedrichs zuge-

eilt sey, dann wurde erst Otto aufmerksamer, ob ihn gleich seine Standhaftigkeit nicht verließ. Er befahl eine genaue Untersuchung; alle Zimmer waren verschlossen. Otto befahl die Zimmer zu erbrechen. Alle dem Marschall anvertraueten wichtigen Papiere waren weg; keines aufzufinden, als eins, welches ein förmlicher Fehdebrief gegen Otto war, und worin er ohne Hehl gestand, was seines Vorhabens sey. —

Otto ergrimmte über dieses Bubenstück um so mehr, als er an dem Unwürdigen von je her als Wohlthäter und Freund gehandelt hatte. „Sey es," sprach Otto, als er sich wieder gefaßt hatte: „dergleichen Helden will ich meinem Gegner recht gern gönnen; wer ein Mahl auf eine solche schändliche Weise untreu seyn kann, war es von jeher, und wird es immerdar bleiben. Möge nur nicht die untreue Hand ihren eigenen Herrn schlagen. Ich meines Theils will mich auf Gott verlassen und werde nie unternehmen, was wider sein Gesetz und wider des Reichs Wohlfahrt ist."

Hunold vom Eichsfelde erhielt Kallheims Ehrenstelle, und Otto hatte einen großen Gewinn an ihm gethan.

Beatrix fürchtete viel, doch verschloß sie ihren Kummer in sich selbst, zeigte sich ihrem Gemahl aber nie anders, als mit einem heitern Gesicht, und wurde seine freundliche Zusprecherinn, wenn irgend eine leise Ahnung über seine künftigen Schicksale in seiner Seele aufgehen wollte. Seinen Gegner, Friedrich II. fürchtete er wenig; aber der Pabst fing an, aufs neue sein Haupt zu erheben, und alle Künste aufzubiethen, unter den deutschen Fürsten Spaltungen zu erregen, wobey es ihm gelang, manchen wackern Mann von Ottos Seite zu trennen und auf diese empfindliche Weise immer mehr und mehr seine Streitkräfte zu schwächen.

Anfangs trug Beatrix Sorge, daß Kallheim vielleicht auf Friederich II. einen überwiegenden Einfluß haben könnte, allein sie erfuhr bald, daß dieser seine Anschläge nicht achte und edelmüthig den Verräther mit Verachtung von sich gewiesen habe. Kallheim erbittert darüber, suchte nun an den Gränzen Deutschlands Meutereyen anzuzetteln, die beyden Theilen Schaden zufügen sollten, und wendete sich mit seinen Entwürfen an den Pabst, welcher denn, keiner so er-

habenen Gesinnungen fähig, als Friederich gern davon Gebrauch machte, und Lügen zu Wahrheiten stempelte, um darauf seinen Grund zu bauen, Ottos Ansehen von allen Seiten zu erniedrigen. Auch wagten es wirklich einige Rotten, vom Kallheim selbst angeführt, die Gränzen zu beunruhigen; aber Otto wählte kräftige Maßregeln, diese einzelnen Anfälle in ihrer ersten Geburt zu ersticken, und hielt es nicht unter seiner Würde, persönlich gegen sie zu Felde zu ziehen. Der größte Theil kehrte, sobald sie Otto's Nähe gewahrten, zur Besonnenheit und Treue wieder zurück; die übrigen kleinern Haufen besiegte er mit weniger Mannschaft, und raubte ihnen so die Gelegenheit, ihm weiter einen Nachtheil zufügen zu können. Unter letztern ermächtigte er sich Kallheims und ließ ihn als Gefangenen nach der kaiserlichen Burg führen. Beatrix fühlte sich tief erschüttert, als der Zug ihren Fenstern vorüber ging und sie den Hohn hörete, der dem Landesverräther von allen Lippen zuströmte. Sie wagte es, den Anführer bitten zu lassen, des Unglücklichen zu schonen, und ihn nicht länger der Mißhandlung des Volkes Preis zu geben.

Er bewunderte die Großmuth der Kaiserinn, entzog den Grafen dem Volke augenblicklich und überließ ihn nun, in einen Kerker eingesperrt, seinem fernern Schicksale, das der Kaiser über ihn bestimmen werde.

Otto kehrte zurück. Die Aufwiegler waren zu Paaren getrieben, hatten sich sämmtlich unterworfen, und ihm aufs neue den Eid der unverbrüchlichsten Treue geschworen. Hoch schlug der Kaiserinn Herz, als der Kaiser sie mit der Versicherung umarmte, daß auch dieser Sturm schnell vorüber geeilt sey, und der Himmel sich sogar in den von ihm eroberten italienischen Staaten wieder erheitere, da seine treuen Anhänger einen großen Theil der Vornehmen, und beynahe das Volk ganz gewonnen hätten, so daß des Pabstes Versuche, wenn auch verfochten durch Friedrich, in kurzer Zeit doch beynahe gänzlich gescheitert wären.

Dem Kaiser war hinterbracht worden, daß der verwegene Kallheim nicht nur seine Ehre gelästert, seine treuen Völker durch lügenhafte Vorspiegelungen zur Untreue wider ihren rechtmäßigen Herrn aufgereitzt und unter die Waffen gebracht, sondern auch die Unschuld der Kaiserinn mehr als

zweydeutig erklärt, und sie eines verbothenen Umgangs mit Hunold von Eichsfelde beschuldiget habe. „Ich fühle," setzte Otto hinzu, als er Tags nach seiner Ankunft in der Mitte seiner weisesten, verschwiegensten und vertrautesten Räthe saß: „ich fühle, daß er den tödtlichsten Stich nach meinem Herzen zuckte; aber Gott sey Dank, daß ich von der Liebe, von der Unbescholtenheit und der zartesten Treue der Kaiserinn schon damahls zu überzeugt war, als der Elende einige Anspielungen wagte, die gar wohl einen nicht festen Mann aus seiner Gelassenheit hätten aufscheuchen können; um wie vielmehr jetzt, da seine niederträchtigen Absichten, durch Thaten unwiderlegbar beurkundet, so deutlich vor aller Augen daliegen. Ich will nicht wider ihn richten."

„Und doch, gnädiger Kaiser und Herr, seyd ihr dazu verbunden. Sein Urtheil steht nun nicht einzig allein in eurer Hand; er ist Landesverräther; — aber er ist noch mehr, er ist Schänder der Majestät und insbesondere der Ehre der Kaiserinn. Das Gesetz erheischt, daß sich die Kaiserinn rechtfertige, und ihre Tugend vor der Nation

wieder klar werde, die von der Verläumdung hat verdunkelt werden sollen. Würdet ihr es ertragen können, wolltet ihr über dieses Verbrechen auch schweigen und es ungeahndet hingehen lassen, wenn das Volk in seinem Innern glaubte, was es wollte? würde nicht Zucht und Ehre aus unserer Mitte weichen? Denn von dem Fürsten geht die Sinnesart zu seinen Unterthanen über; wie der Fürst, so das Volk."

„O ihr kalten, gerechten — und nichts als gerechtseynwollenden Männer, was muthet ihr mir zu! Ihr werdet doch nicht verlangen, daß ich des treuesten Weibes Ankläger seyn soll, weil ein Bube den höllischen Versuch wagte, ihren guten Nahmen zu vergiften? Hört die Sonne auf, Sonne zu seyn, wenn ein Insekt sich gegen sie aufmacht? Wird Gott beleidiget, wenn ihn der Mensch durch schmähende Klagen entehrt?"

„Nach eurem Herzen möget ihr Recht haben," erwiederten die Räthe einmüthig: „unsere Pflicht und unser Gewissen erheischt aber, was das Gesetz befiehlt. So ihr ein Machtwort sprechen und vor dem Volk ein Gesetz aufheben wollet, was eure Vorfah-

rer für heilig und für den Grundpfeiler des Hausfriedens und der öffentlichen Ehre hielten, so müssen wir uns fügen, indem euch die Verantwortlichkeit zusteht. Warum aber wolltet ihr dieses thun und ausweichen, wo ihr die gerade, als die sicherste Bahn wandeln könnt? Fragt das Kind bis zum Greise, und alle Stimmen ertönen zur Kaiserinn Ehre; fragt das Volk und eure Großen um ein Urtheil über den Kallheimer und ihr werdet erschrecken, wie man euch, da man den Unwürdigen längst erkannte, tadelt, daß ihr eine solche Nachsicht hegen und ihm euch so unbedingt vertrauen konntet. Wo er auf euer Ansehen Grausamkeiten verüben konnte, die ihr, wie wir überzeugt sind, nicht wolltet, da kam er immer mit Sieg und Ehre gar stolz an euren Hof zurück. Man überhäufte ihn um euretwillen mit erkünstelten Schmeicheleyen, während das ganze Reich den von euch Begünstigten fluchte. Oft warnten wir euch in unserer Mitte; zürnend rollte aber euer Auge und wir schwiegen. Wir bürgen für der Kaiserinn Unschuld, und wenn uns ein trüglicher Wahn getäuscht hätte, so wollen wir mit unserm Kopf dafür haften. Zieht den Verbrecher zu seiner

wohlverdienten Strafe, ehe ihr aus falschem Zartgefühl dazu beytragt, daß man auf die Kaiserinn einen solchen Schein werfe."

„Wer aber soll es der Kaiserinn beybringen, was diese unglücklichen Verhältnisse herbeyführen?" fragte der Kaiser von einer tiefen Wehmuth ergriffen.

„Kaiser und Herr, bereitet sie klüglich und mit zärtlicher Liebe vor; einer aus unserer Mitte, den ihr selbst wählen möget, übernehme dann den schweren Auftrag."

„Aber, wen von Euch soll ich wählen, um keinem wehe zu thun? Wählt ihr selbst! Ich will mich gern euerm Gesetz unterwerfen."

„Nicht unserm Gesetz," riefen die Räthe: „das Gesetz gehört der Nation an. — Wir sind nur die geheiligten Wächter desselben — von euch, wie von dem Volke dazu auserkohren."

„Nun wohlan! Doch wählet Einen aus Euerer Mitte; ich will, ich muß mich fügen. Ehe soll meine eigene Ruhe aufgeopfert werden, als daß ich meinem Volke Anlaß zu einem zweydeutigen Urtheil über mich gebe. Wählt denjenigen unter euch selbst,

der sich mit diesem schweren Auftrage zur Kaiserinn verfüge."

Sie wählten. Und zwey der ältesten unter ihnen begaben sich in das Gemach der Kaiserinn.

Mit vieler Behutsamkeit leiteten sie das Gespräch. Je näher sie aber auf den Gegenstand der Untersuchung hinkamen, desto schärfer faßte sie die Kaiserinn ins Auge. Noch ehe sie vollendeten, rief sie erstaunend: „Großer Gott, ist es möglich, daß solche Bosheit über die Unschuld siegen kann?"

Sie beruhigten die Kaiserinn und schwuren ihr feyerlich zu, daß die Liebe, daß die Achtung ihres Gemahls unwandelbar sey, daß sie längst gerechtfertiget vor seinem Herzen stehe, und diese Form einzig nöthig sey, das Gericht über Kallheim vollgültig hegen zu können.

„Sey dem, wie ihm wolle!" erwiederte Beatrix: „Ich bin unverzagt, und füge mich unter meines Herrn Willen. Schreibt mir sogar die Feuerprobe vor, ich werde sie bestehen. Nur säumet nicht, und was einmahl geschehen soll, laßt bald geschehen."

Mit diesen Worten entließ sie die Räthe.

Schon am dritten Tage wurde Graf Kallheim ins Gericht geführt, das unter des Kaisers Vorsitz aus einigen der angesehensten, ihm treu zugethanen Fürsten, vielen Grafen und Herren bestand.

Kallheim wurde seiner Verbrechen als Landesverräther und Verräther des Kaisers überführt, und das Gesetz erklärte ihn des Todes schuldig. Sein zweyter Prozeß begann, indem die Kaiserinn im Gerichtssaal erschien. Der Ankläger, Hunold vom Eichsfelde, trat auf, und drang auf Kallheims genügende Beweise, die ihn berechtigt hätten, die Treue der Kaiserinn öffentlich in Verdacht zu ziehen und ihre Unschuld zu schmähen. Der Graf verstummte. Keiner der Fragen konnte er genug thun. Er war der boshaftesten Verläumdung überwiesen.

Ein Himmel voll Seligkeit strahlte aus der Kaiserinn Augen. Ihrer Größe sich bewußt, stand sie da mit einem Gleichmuthe, der nur der höhern Tugend eigen ist.

Der Kaiser erhob sich vom Thron und führte seine Gemahlinn auf denselben zu seiner Seite.

Der Kaiser begann: „Fürsten, Grafen und Herren, ihr habt Urtheil und Recht über Kallheim gesprochen und das Schwert ihm zuerkannt. Er ist aber zwiefacher Verbrecher; zwiefach erleide er deßwegen den Tod in verlängerter Qual. Räthe, urtheilt aufs neue ab, damit seine Strafe seinen Verbrechen gemäß werde. Doch, — er beleidigte die Kaiserinn weit mehr, als mich; sie entscheide dann, nachdem ihr euer Urtheil abgefaßt haben werdet."

Die Kaiserinn stand vom Thron auf und sprach zum Kaiser: „Ihr befehlt daß ich entscheiden solle, weil ich der beleidigtere Theil sey; aber ihr überlasset mir die Wahl. Nun dann, auf euer Kaiserliches Wort vertrauend, bitte ich meinen Herrn und Gemahl, und trage darauf an, daß, nachdem das Gesetz dem Grafen Kallheim den Tod zuerkannte, ihr mir es zugestehen möchtet, ihm nicht nur das Leben wieder zu schenken, sondern ihn auch mit seiner Freyheit zu begnadigen."

Die Fürsten, Grafen und Herren sammt den Räthen und Richtern erstaunten über die erhabene Seelengröße der edlen Frau, und der Kaiser, in einiger Verlegenheit,

stand an, ob er ihr diese Bitte gewähren könne oder nicht. Endlich erwiederte er: „das Gesetz erkannte seine Strafe. Zu begnadigen, bleibt unserer Majestät Rechten vorbehalten. Graf Kallheim, ich schenke euch das Leben und die Freyheit; sogleich aber entfernt euch aus dem Reiche. Wohin ihr euern Weg nehmen werdet, dieß soll uns gleich viel gelten. Mißbraucht ihr unsere Gnade, so wird euch die Rache schnell genug ereilen. Aus Großmuth verzieh Euch die Kaiserinn. Ihr habt ihr es zu verdanken, daß wir unser Urtheil mildern."

Otto nahm Kallheims Schwert und überreichte es der Kaiserinn mit den Worten: „Euch gehört dieses Schwert. Ihr entschiedet für Kallheims Freyheit."

Die Kaiserinn übergab dem Grafen das Schwert mit den Worten: „Seyd weiser! das Schwert adelt euch nicht, so ihr das nicht selbst könnet."

Eine unzählige Volksmenge hatte von außenher den Saal umringt. Jedes Wort, das während der Versammlung der Fürsten gesprochen wurde, so wie jedes des Kaisers und der Kaiserinn ging wie ein Lauffeuer durch diese Reihen, und von Mund zu Mund

zu den an den Strassen Versammelten, welche jene Umgebungen nicht hatten fassen können.

Kallheim verließ den Richtsaal, und konnte seinen Weg nicht anders als durch die Reihen des Volks nehmen. Das Volk schauderte über den Verworfenen und doch Begnadigten. Es wollte schweigen, und doch entstand ein leises, geheimes Murmeln zum Wahrzeichen, daß das gesprochene gelinde Urtheil dem Volke für Kallheims Verbrechen nicht Genüge leistete. Hierauf erschien der Kaiser, an seiner Seite die Kaiserinn, und durch die Reihen ertönte: „Es lebe der Kaiser, es lebe die Kaiserin!" Dieser hohe Jubel schallte bis zu dem Grafen Kallheim, welcher noch in der Ferne weilte und einen neuen Ingrimm faßte, da er nicht edel genug war, die Begnadigung zu ertragen, so gerecht ihm auch zuvor das Todesurtheil gesprochen worden war.

Auf neue Verbrechen sinnend, seine Rache zu kühlen, und Schandthat auf Schandthat zu häufen, hielt er sich in der umliegenden Gegend auf. Der spitzigste Dorn in seinem Auge war Hunold vom Eichsfelde. Wenig Tage darauf hört er, daß dieser mit einem kleinen Gefolge in einem nahen For-

sie jage. Und Kallheim brütet über einen neuen höllischen Plan. Er wirft sich in seine volle Rüstung und sorgt für die möglichste Schärfe seines Schwerts, eilt in den Forst und trifft, wie er es wünschte, Hunold vom Eichsfelde verirrt und ohne Begleitung in einem Dickicht allein; er sprengt hastig auf ihn zu, zieht sein Schwert und haut hinter dem Rücken auf ihn ein. Hunold wendete sich mit Glück, und ohne auf diese Schandthat nur ein Wort zu erwiedern, warf er einen tief entwürdigenden, mit Verachtung belasteten Blick auf ihn, zog sein Schwert und drang hastig auf ihn ein. Der Kampf ging auf Leben und Tod. Kallheim sank vom Roß, wälzte sich wüthend drey Mahl noch auf dem Erdboden, und unter den grausendsten Verwünschungen hauchte er seine Seele aus, um bös zu enden, wie er gelebt hatte.

Hunold jagte mit verhängtem Zügel in die kaiserliche Burg zurück und berichtete dem Kaiser, was so eben vorgegangen sey. Der Kaiser lobte den Muth des Rächers, den eine höhere Hand über diesen Unmenschen gesendet, und Kallheim ward zum Schreckensbeyspiel auf derselben Stelle eingescharrt,

wo er sein Leben so unrühmlich geendet und das Maas seiner Verbrechen, als Meuchelmörder, zum zweyten Mahle vollgefüllt hatte.

So glücklich aber Otto mit seiner Gemahlinn lebte, und ein so hohes Beyspiel weiblicher Tugend und Treue sie ihm auch bey jedem Auftritte des Lebens gewährte, so saß ihm doch der Dorn noch im Herzen, welchen der Verläumder Kallheim in seine Seele gesenkt hatte. Hunold vom Eichsfelde hatte unläugbar große Verdienste um den Kaiser; zwey Mahl hatte er sein Blut für ihn gewagt, und er würde es bey der ersten vorkommenden Gelegenheit abermahls für ihn gewagt haben. Beatrix, die ihren Gemahl so unendlich liebte, fand sich verpflichtet, Hunolden für diese seine so großen Aufopferungen auszuzeichnen, ohne daß sie sich selbst und ihrer Würde auch nur das geringste dabey vergeben hätte; und doch, während sie glaubte, zu wenig für ihn gethan zu haben, fand dieses Wenige Otto schon zu viel. Scharf maß er ihr Benehmen, und ob ihm gleich seine Augen widersprachen, so schöpfte doch sein Herz bisweilen einigen Argwohn, den er seiner Gemahlinn sorgfältigst

und nur in den leisesten Andeutungen zu erkennen gab. Die Kaiserinn betrübte sich im Stillen darüber. Ohne jedoch ihren Muth sinken zu lassen, suchte sie ihren Gemahl durch eine äußerst zarte Aufmerksamkeit auf die geringste Kleinigkeit, die ihm Freude gewähren, oder Besorgnisse und Unmuth erregen konnte, vom Gegentheil seiner geheimen Gedanken zu überzeugen. Aber dem einmahl glimmenden Argwohn genügen selten die sonnenklarsten Beweise, und Otto lebte in ununterbrochenen Kampfe mit sich selbst. Er liebte seine Gemahlinn unaussprechlich, all ihr Wesen, alle ihre Handlungen führten das Zeugniß der strengsten Untadelhaftigkeit, er selbst sah sich gleichsam gezwungen, ihr wärmster Vertheidiger vor seinem eigenen Herzen zu werden; verwünschte Kallheims schwarze List, die sein Inners so zu vergiften gewußt hatte, und doch — doch nährte er dagegen seine Zweifel, so wachsam er auch war, daß sie nicht in seinen Blick übergehen und Worte die Verräther derselben werden durften. Aber wo das Herz schaltet, da ist die Klugheit ein vergeblicher Wächter. Der Kaiserinn konnte die Unruhe nicht entgehen, die in

dem Innern ihres Gemahls unabläßig herrschte. Ihn mit Fragen zu bestürmen, hielt sie nicht für rathsam, weil Zudringlichkeit dem stillen Argwohn nur neue Quellen öffnet. Sie faßte sich; blieb in allen ihren Handlungen sich treu und überließ der höhern Macht die glückliche Stunde, die ihres Gemahls Herz auf Ein Mahl so ganz wieder erheitern und jedes Wölkchen aus demselben verscheuchen werde. — Klagte er, so klagte sie mit ihm, und strebte nie gewaltsam, die Gründe seines Mißmuths für Grillen zu erklären; sie widerlegte nie, sobald er glaubte, unwiderlegbar zu seyn: dagegen aber benützte sie die Silberblicke seiner bessern Laune und er gewann dann immer in diesen Augenblicken das Leben aufs neue lieb. Und trotz diesen Erscheinungen, die nur dem gemeinen weiblichen Herzen ein Anstoß und der Zunder zum Zwiespalt werden können, erheiterte sie seine Tage und dadurch ihre eigenen. Da sie nur einzig seiner Liebe lebte, so konnte, wie es auch über sie kommen mochte, ihre Zufriedenheit nicht gestört werden.

Kaum hatte Otto ein Jahr das Glück des Friedens, und seine Unterthanen den Segen

desselben genossen, als Pabst Innocenz nochmahls sein Haupt und zwar jetzt weit mächtiger, als zuvor, gegen ihn erhob. Entrüstet, ihn in dem Besitz von Apulien und Neapel zu sehen und fürchten zu müssen, daß der Kaiser dieses Königreich von der Lehnsverbindlichkeit, in der es mit der römischen Kirche stand, nächstens gänzlich losreißen werde, hatte er so lange in den Erzbischof Siegfried von Mainz gedrungen, bis dieser den König von Böhmen, den Landgrafen Herrmann von Thüringen, und noch mehrere deutsche Fürsten gegen den Kaiser aufwiegelte und ihre Stimmen gewonnen hatte, den jungen Friederich II. zum neuen Kaiser zu wählen, für welchen sich Innocenz laut und öffentlich erklärte. Otto sammelte alle seine Kräfte aufs neue, diesem ihm so furchtbar drohenden Unternehmen eine gleiche Macht entgegen zu setzen, im Vertrauen, daß seine zeither so sieggewohnten Streitkräfte mit frischen Lorbeern zurückkehren würden. Er sprach in dieser Ueberzeugung mit dem vollsten Vertrauen und dem wärmsten Feuer zu den Reihen seiner Krieger, die muthig erglühten und einmüthig ihm schwuren, zu siegen — oder zu sterben.

Otto begann den Heereszug. Aber ehe er Apulien erreichen konnte, war schon ein Theil seiner dort stehenden Truppen, die ihm treu verblieben, bereits aus demselben herausgedrängt worden, und der andere meineidige und zu Otto's Unglück der weit größere Theil, zu Friedrichs Heer übergegangen. Und doch ließ er seinen Muth nicht sinken. Seine Krieger kämpften wie die Löwen. Endlich aber mußte er der Uebermacht weichen, Apuliens Gränzen räumen und der Feind eilte ihm auf dem Fuß nach. Friedrich verfolgte ihn sogar bis nach Deutschland. Was Friedrichs Waffen nicht ermächtigen konnten, suchte er durch eine glänzende Freygebigkeit zu gewinnen, und achtete sogar seiner Erbgüter nicht, die er an die Fürsten, die ihm noch nicht ergeben waren, verschenkte, um sich ihres thätigsten Beystandes zu versichern. Friedrich hatte Otto'n bis nach Sachsen gedrängt, und wollte eben Braunschweig belagern, als sich endlich das Glück der Waffen auf Otto's Seite wieder zu lenken schien. Friedrich mußte die Belagerung aufheben. Um aber Otto'n den tödtlichsten Streich zu versetzen, sprach der Pabst den Bann über ihn aus, und

der Erzbischof von Mainz ward beauftragt, dieses in dem ganzen Reiche unverzüglich mit allen dazu nöthigen Formalitäten bekannt zu machen. Ein harter Schlag, welcher nun auch die wenigen ihm noch treu gebliebenen deutschen Fürsten schüchtern machte, ihm länger beyzustehen. Aber noch hatte die über ihm hangende schwere Unglückswolke sich nicht ganz entladen. König Philipp von Frankreich, welcher einst Otto's unerbittlichster Gegner gewesen war und ihm auf alle Weise die ihm möglichsten Schwierigkeiten entgegen zu stellen gesucht hatte, daß er nicht zur Krone gelangen solle, bedrohete ihn mit einem zweyten Kriege, dem er nicht ausweichen konnte. Bereits schon so geschwächt, daß er der Fehde mit Friedrich gänzlich zu unterliegen in Gefahr war, um wie viel mehr eilte er nun seinem Untergang entgegen, als er den von Frankreich angekündigtrn Krieg wirklich annahm. Mit jedem Gefecht erlitt er eine schmerzliche Niederlage und überall mangelte es ihm an Mitteln, die Lücken auszufüllen und den Schaden auszubessern. Trostlos, als ihm nun kaum die kleinste seiner Hoffnungen noch übrig blieb, verließ er sein Heer. Niemand

wußte, wohin er gekommen war. Durch unwirthsame Gegenden eilte er, als Pilger verkleidet, in die Arme seiner Gemahlinn.

Seine Unglücksfälle hatten ihr nicht verschwiegen bleiben können, so wenig er auch ihren Kummer durch beunruhigende Nachrichten genährt hatte. So erfreut sie aber auch ehedem bey den Bothschaften von seinen Siegen war, so wenig fühlte sie sich niedergeschlagen, wenn sie jetzt von seinem Verlust der Schlachten gehört hatte; denn Otto war ihr als Mensch wichtiger, als Held geworden. „Mag er den Frieden noch so theuer erkaufen," dachte sie, „wenn er sich dadurch nur eine ununterbrochene Ruhe gründen und befestigen kann. Nicht immer haben die größten Helden, vielleicht nicht ein Einziger, ihre Reiche, ihre Unterthanen glücklich gemacht, während sehr oft der ruhige, gemäßigte Fürst überall Wohlstand und Zufriedenheit um sich her befördert, und der Segen seiner Völker wird." Aber mit unendlichem Schmerz erfüllte sie die Nachricht, die ihr Bischof Conrad brachte, daß ihr Gemahl vom Pabste mit dem Banne belegt worden sey. Seine Lippen zitterten, aus seinem Auge trat eine Thräne; mit Rührung und

Mitleid drückte er ihre Hand. Er kam nie wieder, und beynahe wäre mit ihm auch ihr Trost verschwunden. Sie entzog sich aller Gesellschaft von nun an, und lebte sich und ihrer Einsamkeit, nur an der Quelle der Religion den Geist ihrer Aufrechthaltung schöpfend.

Eben hatte die Stunde der Mitternacht geschlagen. Bang krächzten die Käuzlein aus ihren verödeten Winkeln und ein mächtiger Sturm knirrte mit den Wetterfahnen, so, daß es ihr gar schauerlich zu Sinne ward. Leise klopfte es an ihre Thüre. Sie bebt zusammen, daß fast der Rosenkranz, an welchem sie bethete, ihren Händen entsank. Sie faßt endlich Muth, geht zur Thüre, öffnet sie, und er ists, Otto ists, den sie auch unter diesem Gewande erkennt, und der sprachlos in ihre Arme sinkt. Unaussprechlich war Beatrix Freude, ihn wieder zu sehen, ihn wieder in ihre Arme schließen zu können. So wenig ihr auch die gewählte Pilgerkleidung des Kaisers nur einige Hoffnung zu glücklicheren Aussichten andeuten konnte, so vergaß sie doch alles, und am meisten — sich selbst darüber, dachte nur an seine Beruhigung und jedes ihrer Wor-

te war ein wohlthätig lindernder Balsam für sein tiefblutendes Herz. Der Morgen dämmerte ihnen sorglos herauf, ohne daß weder Otto noch Beatrix, — einen Blick in die Zukunft gethan, noch sonst an einen Plan gedacht hatten. Otto fühlte endlich das Bedürfniß zuerst, für ihre beyderseitige Sicherheit besorgt zu seyn; er mahnte die edle Beatrix daran. So schwer es ihr aber auch ankam, so gab sie doch dem drohenden Schicksal nach, und Beyde besprechen sich nun über die so nöthig gewordene Anordnung ihrer Angelegenheiten unter dem Drang dieser Umstände.

Otto schlich sich durch Hülfsleistung seiner Gemahlinn glücklich wieder aus der Burg zurück und eilte in seiner Pilgerkleiauf seine Erbgüter, um dort den Plan genauer zu überdenken, welcher seine Ruhe sichern sollte. So geheim aber auch Beyde ihre Zusammenkunft geglaubt hatten, so hatten doch Einige von des Kaisers Gegnern seinen Weg zu Beatrix ausgespäht, und standen in dem Wahne, daß er sich noch bey ihr verborgen halte. Noch ehe der Mittag herauf rückte, ward die Burg der Kaiserinn umringt und der Aus- und Eingang

ihrer Zimmer auf das schärfste bewacht. Man befragte sie um ihren Gemahl, forderte ihn von ihr, und setzte dabey fast alle Achtung aus den Augen.

Man fand ihn nicht, und ließ ihr seinen Unwillen entgelten. Beatrix Lage war schrecklich. Sie, die sich vor wenigen Tagen noch der sprechendsten Beweise allgemeiner Liebe, allgemeiner Achtung erfreute, sich nun so tief herabgesetzt und einen anscheinlich äußerst traurigen Loose Preis gegeben zu sehen; nicht genug, ihren Gemahl, den sie so unaussprechlich liebte, in einer Gefahr zu wissen, die ihm mit dem Tode, oder, was noch schlimmer als der Tod ihr schien, mit dem bittersten Hohne, wohl gar mit Schande drohete; denn nichts schien ihr gewisser, als daß man ihn entdeckt, ergriffen und den Händen seines unerbittlichen Feindes überliefert habe, — welch ein schreckliches Loos für sie! Doch schneller, als sie ahnen konnte, erschien ihr der Schutzengel der Rettung schon am dritten Tage. Otto hatte freywillig der Kaiserkrone entsagt, sich aller Rechte auf dieselbe für immer begeben, und versöhnt waren sei-

ne Feinde. Die Kriegsvölker zogen sich zurück; befreyt war nun auch Beatrix wieder. Aber schon den ersten Augenblick des Genusses ihrer Freude wendete sie einzig dazu an, die eiligsten Anstalten zu treffen, ihrem Gemahl nachzufolgen, und dankte Gott für den Entschluß, den er so ganz in ihrer Seele gefaßt und mit einer Würde ausgeführt hatte, die ihr sein Herz nur um so werther machte. Noch hatte sie zwar keine Nachricht von ihm selbst; aber was ihre Vertrauten ihr berichtet hatten, galt ihr für die verbürgteste Wahrheit. Noch in derselben Stunde sammelte sie ihren Hofstaat um sich her, dankte allen von dem Obersten bis zu der niedersten Bedienung herab mit Innigkeit und tiefer Rührung, verehrte jedem ein Andenken, und entließ sie sodann. Das Erblassen, der stille Schmerz des einen, das laute Wehklagen des andern Theils, das von aller Lippen ihr entgegen jammerte, und die Thränen, die in aller Augen standen, machten ihrem weichen Herzen den Abschied sehr schwer. Keins wollte sie verlassen; Alle wollten ihr folgen und jedes Schicksal bis an das Grab mit ihr theilen. Sie stellte ihnen dieses als

Unmöglichkeit vor und trennte sich endlich noch früher von ihnen, als sie ihnen, um sie nur einigermaßen zu beruhigen, versprochen hatte.

Eben wollte Otto einen vertrauten Boten ihr zusenden, als sie schon an seiner Seite erschien, fest ihn, mit ihren Händen umklammerte, an ihr Herz drückte und in der Ueberfülle ihrer Wonne, ihn so, und so ruhig wieder zu sehen, ihn so ganz nun den Ihrigen nennen zu können, nur Thränen vergießen, aber keine Worte für ihre Gefühle finden konnte.

„Aber, theure edle Frau, wird es Euch in der Zukunft nicht zu schwer werden, wenn ihr Euch von dem glänzenden Thron so schnell in diese einfachen Mauern für immer versetzt sehet? wenn Alles um Euch her so einsam seyn und unser Leben kaum ein Schatten von dem sein wird, was es einst war?"

„Als wenn Eure Beatrix je einen reitzenden Gedanken, je eine seligere Empfindung als Euch hätte haben können! O wohl uns, daß wir uns nun selbst leben können, und daß die dichte Scheidewand, welche die Verhältniße zwischen Kaiser und Gemahl, de-

nen ihr nicht immer ausweichen konntet, um uns herstellten, weggezogen ist. Nur die einfachere, stillere Freude ist wahre, dauerhafte Freude, die der Macht des Zufalls Trotz biethet, weil sie sich selbst nur ihr Glück verdankt. Sagt, was ist alle Hoheit, was ist alle Pracht. Das Grab umschließt endlich den Fürsten — wie den Niedrigsten unter seinem Volke. Sich in Einem treuen Herzen geliebt wissen, ist köstlicher, als sich von Tausenden geschmeichelt sehen, die am Ende doch nur Miethlinge sind, und wie das Schilf beym leisesten Wehen des Windes hin und her schwanken. (Indem sie ihn feurig umarmt) Was in meinen Kräften stehet, die innigste, die treueste Liebe heilige ich euch, eine große Welt, für die Ihr so viel thatet, und die nichts für Euch that, vergessen zu lernen, um Euch bis zum letzten Reste Eurer Tage das Leben lieb und Eurer werth zu machen."

Otto's Herz schlug hoch auf. „Dank Euch," sprach er; „Ich fühle mich durch Eure Gesinnungen ermuthiget. Ja, standhaft will ich jene Größe nun hinschwinden

sehen, Eure Liebe ist mir geblieben, und ich bin noch überreich. Nur eins schmerzt mich. Kann ich euern Edelmuth belohnen? Beschränkt sind nun meine Einkünfte." —

„O laßt von diesem Gedanken ab, damit ihr mir nicht wehe thut. Und sollt ich an meiner Spindel unsern beyderseitigen Unterhalt suchen, und die Finger mir wund spinnen müssen, ihr solltet sehen, daß ich lächeln, vergnügt und zufrieden seyn würde."

So tief diese Aeußerungen Otto'n ergriffen und ihm einen neuen Seufzer entlockten, so erheiterte sich sein Auge doch bald wieder, und er blickte in eine Zukunft, die ihm einen weit reitzendern Lohn versprach, als ihm die Vergangenheit mit allem Glanze, der nur die Eitelkeit täuschen konnte, gewährt hatte.

Beatrix wußte ihm die kleinen Umgebungen, in welchen sie jetzt lebten, so anziehend, so merkwürdig zu machen, daß er gleichsam eine neue Schöpfung vor sich entstehen sah; sie wußte ihm so mancherley Beschäftigungen an die Hand zu geben, die ihm Alle so lieb wurden, daß ihm

kaum ein Schatten von Rückerinnerung an das übrig blieb, was einst seine Aufmerksamkeit gereizt, sein Streben belebt und seine Tage mit Sorgen erfüllt hatte.

„Aber indem Ihr mir Alles um mich her so angenehm zu machen wisset" äußerte er nach einiger Zeit wieder, „seyd ihr so einsam."

„Einsam, da Ihr um mich seyd?" fragte Beatrix fast ein wenig beunruhigt; aber bald faßte sie sich, und nahm mit der ihr so eigenen Gutmüthigkeit das Wort wieder: „Doch, ihr habt Recht. Abwechslungen erneuern die Freuden der Geschäftigkeit. Und so möcht ich Euch bald zwey Gesellschafter vorschlagen, die uns vielleicht manches Vergnügen machen würden."

„Zwey Gesellschafter, meinet Ihr? aber warum Gesellschafter nur für mich und keine Gesellschafterinn für Euch? fragte er etwas stutzig und überrascht.

Ein sanftes Lächeln war Beatrix Antwort. „Doch, ich will Euch mein Räthsel lösen. — Beynahe hätten wir in dem Drang unsers Schicksals eine Pflicht vergessen, zu der wir uns Beyde doch so be-

reitwillig anheischig machten. Zwar sorgte ich, als wir unsern vorigen Aufenthalt verließen, so gut dieses unter solchen Umständen geschehen konnte. Erinnert Ihr euch wohl?"

Er sann, dachte nach und nichts wollte ihm beyfallen, wo Beatrix hindeute.

„Nahmt Ihr Euch nicht der Söhne Otto's von Wittelsbach an? Ich gab sie dem gutmüthigen Einsiedler einstweilen wieder zurück und sorgte so gut, als es meine Lage erlaubte."

„O, ich danke Euch, daß Ihr mich an eine Pflicht mahnet, die ich unter meinen vielen Leiden zu erfüllen vergaß. Wohl habe ich den Knaben geschworen, ihr Vater zu seyn. Ich will ihnen auf das strengste Wort halten, da ich kinderlos bin. Theure Gemahlinn, so oft Ihr mich auch durch sehr edle Züge eurer Gesinnungen in angenehme Verwunderung setztet, so dürfte dieser doch der schönste unter allen seyn. Der Vater dieser Kinder raubte Euch den eu..gen, und wie ich nun, selbst geprüft, habe erkennen lernen, in ihm einen großen, um Deutschland verdienten Mann. Ich both

Euch meine Hand, Eure hohe Kindesliebe ehrend, wähnte, Euch glücklich zu machen, aber das Schicksal beschloß das Gegentheil, und statt daß Euch der Thron gebührte, lebt Ihr nun mit mir auf dem kleinen mir übrig gebliebenen Erbgut. War Otto von Wittelsbach nicht, o sicher würde Euch ein glänzenderes Loos gefallen seyn. Und nun werdet Ihr sogar die Wohlthäterinn an den Kindern des Vatermörders und denkt ihrer mit Liebe noch, während Ihr selbst — unglücklich seyd."

„Unglücklich?" fragte Beatrix mit einem edeln Zorn: „Möchte jedes Weib als Fürstinn auf dem Throne so glücklich seyn, als ich mich in dieser lieblichen Einsamkeit und an Eurer Seite fühle."

Otto mußte ihr versprechen diese Saite nie, nie wieder zu berühren. Und er sendete sogleich einen Eilbothen aus, die Knaben zu ihm zu bringen. Zugleich wußte er den Einsiedler, ebenfalls den Sohn eines unverdienten traurigen Schicksals, das ihm die Welt verleidet hatte, zu gewinnen, daß er in der Nähe von Otto's kleiner Burg

seine Einsiedeley anlegte, sein Freund und sein täglicher Gesellschafter wurde.

Otto's Lieblingsbeschäftigung war nun die Erziehung der beyden Knaben, die ihm bald genug so viel Freude machten, als wenn sie seine Söhne wären, und die ihn dagegen so zärtlich liebten, als sey er ihr leiblicher Vater. —

Als einst, mehr aus Kränklichkeit als Unmuth, in seiner Seele ein neuer Sturm erwachen wollte, und Beatrix die tiefe Erforscherinn seines Innern, dieses wahrnahm, ermunterte sie ihn zu einem Spaziergang in die offene freye Natur, wo er gewöhnlich neuen Muth und neue Kräfte schöpfte. Sie schlug ihm verschiedene Gegenden vor und er wählte sein Lieblingsplätzchen. Schon freuete er sich im voraus auf den milden Schatten einer alten Eiche, wo er so gern ausruhete, und die ihm wegen der zwey jungen Eichen, die ihr zur Seite standen, so lieb geworden war, weil er diese als Sinnbild seiner beyden jungen Wittelsbacher nahm, die er denn auch öfter an sie hinführte und mit einer Art Begeisterung ihnen zurief: „Meine Söhne, wachset auf

und nehmet zu, wie diese, an Kraft und Festigkeit. Bleibet dem Vaterlande treu, wie diese Eichen dem deutschen heimischen Boden!"

Aber wie schrecklich wurden seine Hoffnungen getäuscht, seine Freude in schwere Traurigkeit verwandelt. Ein nächtlicher Sturm hatte die beyden jungen Eichen überwältigt. Sie, die vor kurzem noch durch ihre Schlankheit das Auge entzückten, lagen nun kreuzweis über einander verschränkt, fast bis zum Erdboden danieder gebeugt. Otto'n ergriff dieser Anblick schwer, denn er nahm ihn für das Wahrzeichen einer schlimmen Vorbedeutung. Eine bange Ahnung nach der andern stieg in seinem längst gegen die Welt sehr mißtrauisch gewordenen Gemüthe auf und lebhaft malte seine Phantasie ihm nichts als Scenen aus, die einzig nur die treuen Gefährten eines neuen Unglücks für ihn werden sollten. Diesen Bekümmernissen so ganz sich überlassend, sank er wehmüthig zur Erde nieder, und ruhete seinen Kopf auf ihren Schoos gestützt an seiner Beatrix Seite. Zärtlich

tröstete sie ihren Gemahl: „O mein Otto, beruhiget euch. Beschattet uns die Eiche doch noch, unter welcher wir ruhen!"

Hartnäckiger, als je, schien aber Otto's Kummer jetzt zu werden, und jeden ihrer Gründe, jede ermuthigende Aufforderung unwirksam bey seinem Herzen vorübergehen zu lassen. Mit beklommener Brust schlichen beyde von dem Platze, den sie noch nie ohne das innigste Vergnügen verlassen hatten.

Kaum war er in sein Zimmer getreten, als die Knaben ihm entgegen eilten und ihn frohlockend begrüßten. Hastig hob er einen um den andern an seine Brust hinauf, erstickte beyde fast unter seinen Küssen, und sprach mit einer Wehmuth, die den Knaben Thränen in die Augen lockte: „Weichet nicht von Gott! seyd brav und bleibet standhaft."

„Vater, was ist dir? Du bist so traurig?" fragte der eine Knabe. „Vater, du gingst weit heiterer von uns, als du wieder kommst; was ist dir begegnet, und die Mutter weint auch?" fragte der andere.

Da schloß Beatrix ihren Gemahl zärtlich in ihre Arme und seufzte: „Wolle doch Gott das Böse, was ihr voraus zu sehen glaubt, über uns nicht verhängen; und wäre es in seinem Rathe beschlossen, nun dann, so laßt es uns mit Standhaftigkeit überwinden, wie wir des Unglücks schon so viel überwunden haben."

„Mutter," fragte der Knabe wieder: „was ist es denn, o sage es uns doch, weßwegen Du weinst und so bekümmert bist?"

„Sey ruhig, mein Sohn! Du würdest es doch nicht fassen, wie ich dir es auch sagen wollte."

„Ach, du sprichst, wir sollen ruhig seyn; aber wie können wir das, da wir dich so unruhig sehen?"

Nun denn, weil du doch gar zu dringlich bist, so darf ich dirs schon nicht verhehlen. Sieh, ich und der Vater überlegten so eben, als wir heimgiengen, was dann aus euch werden sollte, wenn wir beyde auf ein Mahl stürben." —

Kaum hatte Beatrix diese Worte geendet, so warf sich der jüngste der Knaben

auf seine Knie, faltete seine Hände zum Himmel und weinte bitterlich: „Lieber Gott, ach, das wirst du doch an uns nicht thun, wir wären ja ganz verlassen!"

Und Beatrix, tief gerührt, hob den Knaben auf und tröstete ihn: „Gewiß wird das der liebe Gott auch nicht thun, wenn du fromm bist und gut." —

„Das wollen wir gewiß seyn und bleiben!" erwiederte der ältere Knabe. „Sieh, Vater, wie weit ichs schon mit meiner Lanze gebracht habe, wie stark mein Arm wird, wie richtig ich treffe. (Er hohlte seine kleine Lanze) Bemerke hier diesen Fleck. (Er zeigte denselben in der Mitte der Zimmerthüre). Und nun habe Acht, ob ich fehle."

Der Kleine lief mit seiner Lanze im vollen Sprunge und stach in den bezeichneten Fleck mit einer Kraft, daß die Thür erschütterte.

„Aber du möchtest meinen, das sey mir so eben nur von ungefähr gelungen; aber nein, sieh, es darf, es kann mir nie fehlen."

Er lief zum zweyten, zum dritten Mahl

aus, und jedes Mahl traf er richtig das Ziel.

Otto, überrascht von diesem Spiel, vergaß für diesen Augenblick seinen Schmerz, lobte den Knaben und äußerte: „Nun denn, wenn du so fortfährst, so wirst du einst ein gewaltiger Ritter seyn, und niemand wird dir etwas anhaben."

„Aber nun muß ich dir doch auch sagen, was ich mir unter den Fleckchen dort vorstelle. Erinnerst du dich noch, als ich dich vor wenig Wochen fragte: „ob der Pabst ein großer, langer, starker Mann sey."

„Und ich beschrieb dir seine Person."

„Richtig! Er ist mittler Statur, wie du sagtest. Da maß ich mir nun seine Gestalt an der Thüre ab, und wo ich glaubte, daß sein Herz sitze, zeichnete ich das Fleckchen hin, daß ich drey Mahl hinter einander so richtig traf. O, daß er mir jetzt schon im Wurf kommen möchte, er sollte es mit seinem Leben büssen, daß er meinen lieben Pflegevater so ungerecht behandelte, so grausam verfolgte. Doch, wie lange wird es dauern, so bin ich groß, und Va-

ter, ich will kein ehrlicher Rittersmann seyn, wenn ich nicht nach Rom ziehe, um dich an ihm zu rächen."

Otto fuhr Anfangs etwas erschrocken über diese Rede zurück; bald aber übermannte ihn eine mächtige Freude. Zwar schwieg er; aber der Kuß, den er auf seine Lippen drückte, verrieth seines Herzens Empfindungen, und der Knabe verstand ihn.

Beatrix freuete sich höchlich, daß sie ihren Gemahl etwas beruhiget sah. Aber schon in der nächsten Stunde erwachte sein Schmerz mächtiger noch, als zuvor, und fester hing er an seinen Ahnungen, wozu ihn nach seiner festesten Ueberzeugung die beyden zur Erde fast niedergedrücktem jungen Eichen die Veranlassung gegeben hatten. Daß Gründe in dieser seiner Stimmung wenig bey ihm ausrichten würden, sah Beatrix voraus: ihre Liebe machte sie erfinderisch und gab ihr ein Mittel ein, von welchem sie sich viel, wo nicht alles versprach. Die jungen Eichen wieder aufzurichten; als hätte der Sturm nicht die geringste Gewalt ihnen anhaben können, dieß sollte zu bewerkstelligen versucht werden. Sie

sprach mit dem alten treuen Wolf, der immer noch einen Theil ihres Hausdienerbestandes ausmachte, weil sich die beyden Knaben von ihm nicht trennen wollten, und dem, wie der ältere ihm versichert hatte, er einst selbst das Grab graben werde, worin er ruhen sollte. Wolf, eben so gut ein Forstverständiger, als er ein treuer, geübter Waffenknecht war, machte ihr die beßte Hoffnung, daß die Bäume leicht wieder aufgerichtet werden könnten, und gut fortgedeihen würden. Der Versuch, den sie ihm allein anvertraute, mußte in der Nacht gemacht werden, damit es Niemand erfahre, und wenn er gelinge, für ein Wunder gehalten werden müsse. Wolf nahm Niemanden, als den treuen, erprobten alten Einsiedler zu seinem Beystande. Welche Anstrengungen hatten aber beyde nöthig, da sie in einem so hohen Alter standen. Und doch gelang es ihnen, in einer Nacht das zu bewerkstelligen, was vielleicht mancher junge kraftvolle Mann kaum ausgeführt haben würde. Sie brachten Beatrix diese erfreuliche Nachricht, und sie versprach sich nun den glücklichsten Erfolg.

Fast von allen Bewohnern der ganzen Gegend umher waren die darniedergesunkenen jungen Eichen bemerkt worden, und jeder hatte Leid darum getragen. Allgemeine Verwunderung erregte es daher, als man solche so schnell wieder aufgerichtet bemerkte und ihr volles junges Ansehen nichts von dem vermuthen ließ, was mit ihnen vorgegangen war. Eine allgemeine Sage lief wie eine vom Blitz erregte Flamme umher und mußte endlich ebenfalls zu Otto's Ohren gelangen, wozu Beatrix allerdings sehr bereitwillig sich finden ließ, ohne nur im Geringsten zu verrathen, wie viel sie dazu beygetragen habe.

Otto's Herzen lag dieser Gegenstand zu nahe, und seine Neugierde erwachte auf das schnellste. Er eilte mit seiner Gemahlin hinaus, sich selbst zu überzeugen, und war erstaunt, jene Sage so wahr zu finden, der er Anfangs nur wenig trauete. Er betrachtete die Eichen mit Genauigkeit, umging den Platz, und das, was er sah, und wie er es fand, schien ihm mehr ein Wunder, als das Werk der Natur zu seyn. Neue Hoffnungen gingen in seiner Seele

auf und Beruhigung trat nun an die Stelle jener bangen Ahnungen, die fast jede seiner Stunden zeither getrübt hatten.

„Otto, überzeugt ihr euch nun," sagte Beatrix: „daß ihr in euerm Wahne irre gingt? Achtetet ihr auch diese Eichen für ein Sinnbild eurer beyden Lieblinge, so müßt ihr aus dieser Erscheinung wahrnehmen, daß, indem diese Bäume sanken, der Himmel euch das frühere traurige Loos dieser guten Kinder andeutete, und indem solche nun wieder aufgerichtet und kraftvoll vor euch da stehen, dieß eine Ermunterung für Euch seyn soll, daß sie nun unter euerm Schutz gedeihen werden, um die Freude und der Segen Eurer künftigen Tage zu seyn."

Mit hochklopfender Brust kehrte Otto von dieser Stelle zurück, sein Gesicht strahlte Heiterkeit, und Alles um ihn her erheiterte sich, da sein zeitheriger Gram allen seinen Umgebungen eine düstre, schwermüthige Farbe mitgetheilt hatte.

Otto wetteiferte nun mit sich selbst, das Werk der Erziehung an seinen Lieblingen

zu vollenden, und täglich erntete er neue liebliche Früchte davon.

Diese Tage waren die seligsten der guten Beatrix, die sich höchlich erfreuete, durch dieses eben so einfache, als unschuldige Mittel die Ruhe ihres Gemahls so ganz, so ungetheilt wieder gewonnen zu haben.

Aber nur eine kurze Zeit genoß sie dieses süße häusliche Glück.

Der Pabst hatte vernommen, daß Otto die Söhne des Pfalzgrafen von Wittelsbach, erziehe, den er einst sehr fürchtete, weil er ihn für den halsstarrigsten der deutschen Fürsten und dem päbstlichen Ansehen für höchst gefährlich zu halten Ursachen genug gefunden hatte. Daß in diesen jungen Menschen derselbe böse Keim, als ein Erbtheil des Vaters, mit jedem Tage höher und gewaltiger emporschießen könne, besonders weil er von Otto gepflegt werde, damit sie einst rächen möchten, was ihm zu wehe geschehen sey — hielt Innocenz für etwas mehr, als Wahrscheinlichkeit. Und sogleich entwarf er einen Plan, den er Friedrichen mittheilte,

diese Knaben von Otto loszureißen, und auf eine gute Art sie zu vertilgen, wenigstens in einen Winkel der Erde zu sperren, wo sie weder Gottes Sonne bescheine, noch irgend ein Mensch mit ihnen einen Umgang haben dürfe, den er ihnen nicht zugelassen habe. Und Friedrich erklärte diese satanische Klugheit für Weisheit, huldigte ihr als solcher und schritt augenblicklich zur Ausführung des teuflischen Werks.

Sechs Reisige, verkappt und schwer bewaffnet, sprengten vor Otto's Burg; forderten die Knaben, und droheten, daß wenn dieses nicht freywillig geschehe, sie Gewalt brauchen würden, und dann keine Schonung Statt haben sollte, möchte es auch der Knaben Leben kosten. Beatrix warf sich den Grausamen zu Füßen und flehete um Erbarmung. Ergrimmt drängten sie sie zurück. Die Knaben verkrochen sich, weinten und fleheten, Wohin sie sich aber auch geflüchtet hatten, wurden sie sogleich von den Bösewichtern wieder aufgefunden. Otto fühlte seine Arme von Jünglingskräften strotzend, ergriff sein Schwert, kämpfte wüthend, bekam zwey Wunden und sank zu Boden.

Alle Dienstleute Otto's nahmen die häuslichen Waffen, schlugen zwey der Räuber hart, wurden aber sämmtlich so verwundet, daß sie keiner fernern Gegenwehr mächtig blieben. Die ehr- und gewissenlosen Räuber ergriffen die Knaben, die ihre Haare zerrauften und die Hände sich blutig gerungen hatten, schleppten sie zur Burg hinaus, warfen sie auf ihre Pferde, verstopften ihnen den Mund, banden ihnen Hände und Füße und jagten eiligst mit ihrer Beute davon.

Stunden verschwanden, ehe sich Beatrix und Otto von ihrem Schreck erhohlen konnten.

Da saßen sie nun Beyde und sahen sich, in ihrem stummen Schmerz versunken, voller Wehmuth einander an. Beatrix hätte ihren leidenden Gemahl so gern getröstet; aber sie bedurfte nun selbst des Trostes, so ruhig, so standhaft sie auch allen ihren vorigen traurigen Schicksalen entgegen gegangen war.

Drey Wunden hatte Otto empfangen, wovon die eine jetzt erst heftig zu erbluten

anfing. Beatrix entdeckte dieß, und auf ein Mahl kehrte ihre volle Fassung wieder zurück. Sie eilte, ihren Gemahl zu verbinden, küßte seine Wunden, und ward sein Arzt. Unermüdlich in ihrer sorgsamen Pflege, stellte sie ihn nach wenig Tagen zwar wieder her; aber seine Ruhe war auf immer dahin. Düster blieb sein Blick; auch seine letzte Freude war verschwunden.

Beatrix both alle ihre Erfindungskraft auf, um zu erspähen, wo ihre beyden Lieblinge hingebracht worden; aber nirgends ward ihr nur einige Nachricht darüber zu Theil. Schwer nagte der Gram an ihrem Herzen, und wühlte immer tiefer, je weniger sie ihn sichtbar werden ließ, um ihrem Otto nicht noch mehr Kummer zu verursachen. Endlich erlag doch ihre Natur; sie erkrankte. Otto ließ die erfahrensten Aerzte rufen; doch ihre Kunst vermochte hier nun weiter nichts mehr. Sie fühlte den nahenden Tod, und rufte ihren Gemahl an ihr Sterbebette: „Klaget nicht," sprach sie, indem sie alle ihre Kräfte sammelte: „seht, mir winkt dort ein schöneres Vaterland, wo wir bald wieder mit einander

vereinigt werden sollen. Ich gehe voran, um Euch dort zu empfangen; dort wird unsere Ernte seyn; hier sollten unsere Früchte nicht reifen." Und kaum hatte sie diese Worte vollendet, so war ihr Herz gebrochen.

Sprachlos stand Otto da, ihre starrende Hand in der seinigen haltend, und seinen Blick auf ihre geschlossenen Augen geheftet. Der alte Einsiedler, als unzertrennlicher Hausfreund, blieb, einen fürchterlich entscheidenden Augenblick ahnend, an seiner Seite stehen. Thränen füllten seine Augen. Otto erzitterte. „Ach, wie kalt!" stammelte er, indem er aus der Verblichenen Hand die seinige zurückzog, und langsam rückwärts in den Arm des ihn erfassenden Einsiedlers sank. Erwartet, und doch noch zu überrascht war ihm dieser Fall gekommen; ängstlich rief er nach Hülfe. Alles eilte herbey. Man brachte Otto auf sein Lager. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen. Er sprach irre, — aber an seiner Phantasie gingen die lieblichsten Bilder vorüber; bald sah er seine Beatrix auf den goldenen Wolken des Morgenroths von Engeln getragen;

bald erschien sie, ihm eine Krone und eine Palme, mit den Strahlen der Ewigkeit umwunden, entgegen reichend; und nach wenig Stunden endete auch er.

Der Einsiedler bestattete sie an einem und demselben Tage, ohne alles Gepränge, zur Erde und beyde deckte nur ein Grab.

Der
Mittag auf dem Lande.

Fragment aus dem Tagebuch eines Reisenden

Von

J. R. Wyß.

Ich reiste, wie man reisen soll
Im Schweizer Hirtenland';

das heißt, ich wollte die Natur in ihrer majestätischen Pracht, die Menschen in ihrer herzlichen Einfalt sehen, und ging bald rechts, wo das eine, bald wieder links, wo das andere mir winkte. So kam ich eines Mittags, als die Sonne zu brennen und zu sengen begann, in das schöne Thal von Interlacken, und an das große Dorf Matten heraus. Der lieblichste Morgen hatte mich aus Grindelwald erlöst, wo ein unendlicher Regen mich eingesperrt; und jetzt, meinen Salis in der Hand, ging ich recht gemüthlich so des Weges dahin, und verglich die Schöpfung der Natur, mit der Schöpfung ihres gefühlvollen Sängers. —

Ihr Antlitz blüht, wann einfach sich die Haube
Um ihre Schläfe drängt,
Bescheiden hold, wie halb versteckt im Laube
Ein Mayenglöckchen hängt.

Das las ich und sang es leise nach, als ein treuherziger, süßtönender Gruß mir entgegen hallte und mich bewog den Blick empor zu heben, und meinem Erstaunen zeigte, was der Dichter so reizend gemalt.

Aus einem neuen niedlichen Häuschen blickte hold ein Mädchen auf meinen Pfad, und wiederholte mit traulichen Nicken die Melodie ihres wohlmeinenden Grußes. Mir fiel bitter auf das Herz, daß ich so trocken da vorüber sollte, und im Gefühle meiner lechzenden Zunge und meines triefenden Rüs[illegible] grüßt' ich freundlich wieder, und fragte nach Milch und Brod. „O genug für zehn!" ant[illegible]te das Mädchen; „die Milch ist kühl und das [illegible] noch frisch, wenn ihr's versuchen wollt!" Mir fiel ein Stein von der Brust und dankbar rief ich: „Mit Freuden, liebes Kind, ich will hier Mittagsruh' und Mahlzeit halten, und Leib und Seel' erquicken!"

Das rosige Mädchen trat jetzt mit dem Gang einer Nymphe aus der Hütte und eilte dem Milchkeller zu, mir aufzuwarten. Vor der Thüre, wo ich stand, war auch nicht einer Hand breit Schatten zu seh'n, und so ging ich stracks in das Haus hinein, um dort zu verkühlen. Ein heiteres, reinliches Gemach nahm mich auf, und der Genius der Häuslichkeit umschwebte mich. Stühle, Tische, Kasten, ein Bett, eine hölzerne Wanduhr, mit langem einsam pickenden Pendel, ein Holzstich an der Wand mit dem schönen Ostermontagzug *) und ein Paar Milchgefäße, bildeten rings ein Still-Leben, das einen Maler entzückt haben würde.

Ich setzte mich auf eine glänzendweiße hölzerne Bank und machte mir's so bequem, als sollt' ich da heimisch werden. Mit einer

*) Der Aufzug des sogenannten äußern Standes von Bern, der jährlich am Ostermontag meist in alten Schweizertrachten, öffentlich gehalten wurde, war in bemalten Holzstichen sonst eine Lieblingsverzierung unserer Bauernstuben.

Fröhlichkeit, die ich lange nicht gefühlt, summt' ich still aus Hölty vor mir hin:

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!

Engel segneten ihn, als er geboren ward.

Das Mädchen trat bald wieder herein und trug einen vollen Milchtopf, einen blanken, blumigen Teller, ein stattliches Brot und einen zierlichen, aus Ahorn geschnitzten Löffel. Emsig deckte es den Tisch und legte mir vor. — „Bist du allein zu Hause?" fragt' ich jetzt, — und noch jetzt weiß ich nicht, warum ich gerade das zu fragen begann. „Nein," erwiederte sie, „draußen, da in der Laube, sitzen Vater und Mutter und Geschwister, und halten ihr Morgenessen, und ich wollte eben hinaus als ich Euch kommen sah." „Ey, sagte ich, warum stellst du mir denn hier mein Essen im einsamen Zimmer auf? darf ich nicht in eurer guten Gesellschaft seyn?" — „O, gar von Herzen gern," antwortete sie lachend, „aber weil ihr da sogleich in die Stube gingt, so dacht' ich, ihr wolltet recht an der Kühle seyn, und trug die Milch hieher."

Ich warf jetzt einen Blick aus dem Fenster und sah in der offenen, fröhlichen Weinlaube einen schönen Mann von den besten Jahren mit seinem Weibe und zwey rothwangigen Kindern am Tische sitzen und alle rüstig unter Lachen und Scherzen aus einem vollen Napfe Kartoffeln fischen, die in der schönsten Milch wie die Gründlinge schwammen. Zur Seite paßten Hund und Katze auf Abfall und Ueberbleibsel, und eine Henne mit Küchlein war gluchsend in Anzug um Theil zu nehmen.

„Geh' ich hinaus, sprach ich zu mir selbst, so geräth das wackere Paar da draußen in Unruh' und Sorge mich zu bewirthen, sein trauliches Gespräch verstummt, und ich verliere das schönste Idyll, das ich sehen kann." Es wandelte mich eine gewaltige Lust an, Zeuge zu seyn, von einem ländlichen Mahle, das unbefangen und zwanglos abgehalten würde. „Thu mir einen Gefallen, liebes Kind, — sagte ich zu dem wartenden Mädchen, — geh hinaus und speise mit deinen Leuten frey und frank, und sage kein Wort, was für ein Vogel hier im Käfich sitzt. Ich bin müde und heiß und mag kein Wörtlein schwatzen, und die-

weil ihr fertig eßt, schlummr' ich eine Weile hier auf der Bank und erhohle mich." „Ja," sagte das Mädchen, „ich gehe wohl, aber daß ihr dann auch schlaft, und nicht auf unser einfältig Gerede hört!"

Sie ging und ich öffnete leise das kleine Fensterchen, und legte mich dicht darunter, und blinzte mit den Augen wie ein Fuchs, der nach Trauben sieht. Das Mädchen erschien jetzt draussen bey den Seinen, und wie durch Zufall kam es an's Fenster und warf einen forschenden Blick herein. Ich bemerkte es und drückte aus Leibeskräften die Augen zu, bis ich draussen wieder unbefangen plaudern hörte; dann hob ich mich allmählig empor und guckte durch die Ecke der untersten Scheibe wieder hinaus. Das verschlagene Mädchen hatte nicht über's Herz bringen können, sich meinem Lauschen auszusetzen; es war zur Seite gegangen unter dem Vorwande die Hühner mit seinem Brode herbey zu locken, und schien in dieses wichtige Geschäft schon ganz versenkt.

Am Tische ging indessen alles seinen Gang. Die Jugend schmauste mit Lust; die Mutter predigte das schöne mütterliche: „nicht zu viel!" und der Vater führte mit ehrbarer

Miene den Vorsitz. „Ach, rief er endlich, vor Jahr und Tag — wer hätte gedacht, daß es mir hier so wohl und gut werden sollte! Gott sey Dank, mein Glück ist größer, als ich es verdient."

„Lieber Mann," unterbrach ihn kosend die Mutter, „erzähl' es uns noch einmahl recht der Länge nach, wie du damahls wieder kamst, und wie aus großem Herzenleid uns lauter Freude ward. Wenn ich's hundert Mahl hörte, so hört' ich es immer gern und da unserm jungen Volke hast du es nie so ordentlich vorgebracht."

Die Kinder sahen auf und legten die Löffel zur Ruhe hin. Das Mädchen näherte sich, und blieb am Eingang der Laube wie in Gedanken steh'n.

„Ja, ich will's erzählen," sagte der Mann, „und ihr, meine Kinder, lernt Gott vertrauen, und in unverdienter Noth voll guter Hoffnung und muthigen Herzens seyn!"

„Unser altes großes Haus, das dort am dürren Nußbaume stand, war von meinem Vater her verschuldet und zum Unterpfand verschrieben. Kurt, meiner Frauen Mutter Bruder, ein alter, unfreundlicher Filz, hatte mir endlich bis auf den halben

Werth darauf geliehen, weil die Saxeten *) meine Weiden und meinen Acker mit Schutt und Gestein überführt. Ich vermochte nicht mein Land zu reinigen und es blieb mir nichts als einige Stücke Vieh und eine Schuld, die ich drüben in Lugano **) einzufordern hatte. Muthig faßt ich meinen Entschluß und küßte euch, da ihr noch schlieft, im Bette, nahm Abschied von der Mutter und zog mit meinem Trüpplein Waare das Land hinauf und über die Berge fleißig den Vogteyen zu. Meine Schuld einzutreiben, mein Vieh zu verkaufen und meine Weide von dem Gewinnste wieder frey und urbar zu machen, war früh und spät mein einziger Gedanke. Das nothdürftige Geld zur Hinreise hatte ich von dem alten Kurt geborgt und etwas dazu für euch, und heilig versprochen meine ganze Schuld binnen drey oder vier Wochen bis auf den Kreuzer abzutragen."

„Unter vielen Rechnen in meinem Kopfe kam ich nach Lugano und verkaufte gut ge-

*) Ein Waldwasser unweit Matten.

**) In der italienischen Schweiz, oder in den ehemahls sogenannten italienischen Vogteyen.

nug mein Vieh dem alten Schuldner, von dem ich zu fordern hatte. Fünf lange Tage wartete ich dann auf mein Geld, und zehrte, was ich bey mir hatte, langsam auf. Der Italiener war unpaß und vertagte mich von Morgen zu Morgen. Da traf ihn der Schlag und er starb. Nach drey unendlichen Tagen ward er begraben und sein Vermögen vom Gericht untersucht. Es stand übel, so reich man ihn auch gehalten, und abermahls nach zwey schrecklichen Tagen vernahm ich das Todeswort, daß meine Forderung zu spät sey, und das ich keinen Pfennig zu hoffen habe. Da überfielen mich Gram und Kummer, und warfen mich hin auf's Krankenlager. Fünf Wochen waren um, und auch die sechste verstrich, ohne daß ich zur Heimath kehrte, Schreiben zu lassen hatt' ich weder die Kraft, noch den Gedanken; — ich athmete kaum."

„Indeß verbreitete sich hier zu Hause, von boshaften Menschen ersonnen, das Gericht, ich sey durchgegangen mit dem, was ich zusammengebracht und sey der Trommel nachgelaufen. Kurt, dem mein Haus verpfändet war, rühmte sich — wie lang er mit mir Geduld gehabt, und wie eitle Ver-

sprechen er aus Güte sich vormalen lassen. Dann fieng er an Dich armes Weib zu betreiben und zu plagen, bis du überdrüßig warst, und Haus und Hof mit dem Rücken ansahst, und mit den schuldlosen Kindern in das kleine Hüttchen hinter dem Dorfe zogst, das der Schäfer Hans dir auf ein Jahr zur Miethe ließ."

„Ach," seufzte hier die Frau, „der trübe Regentag, da ich mit den Kleinen an der Hand, nur kümmerlich bedeckt aus dem schönen Hause zog, wird mir unvergeßlich bleiben. Lieber Gott, sprach ich bey mir selbst, sieh die Noth dieser Kinder an und führ' ihnen den Vater so redlich zurück, als in meinem Herzen ich immerdar ihn glauben muß!"

Endlich — fuhr der Mann wieder fort, — nachdem ich mein Geld vollends verzehrt, und einzig aus Mitleid von einem wackern Arzte wieder hergestellt worden, verließ ich trostlos den Ort meines Unglücks mit einer großen Schuld an den Wirth, bey dem ich gelegen, und schleppte mich, schwach wie ich war, in ewiger Sorge und Angst, was zu Hause nun meiner noch warte, langsam der fernen Heimath zu. — Ich schämte mich

zu erscheinen, wo man mich kannte und zog durch abgelegene Pfade, meist bey Nacht, meines Weges, und war oft im Begriff entweder mich über die Felsen in einen Abgrund zu stürzen oder flüchtig zu werden, und in die Fremde zu geh'n. Am Ende beschloß ich, bevor etwas schreckliches geschehe, doch von Ferne zum wenigsten Ein Mahl noch Weib und Kind zu sehen, und den Trost mitzunehmen, daß sie lebten und daß sie gesunden Leibes mit ihrem Elend streiten könnten."

„Früh eines Morgens lenkte ich dort auf der Fluhr um jene Felsenecke, wo ich als ein Hirtenknabe oft gestanden und meines Vaters Haus von Ferne mit Lust betrachtet hatte."

„Todesschrecken überfiel mich, als ich die Stelle des Hauses, aber nackt und kahl und rings die Bäume dürr, und auf der Erde Schutt und angebrannte Balken im rauchenden Moder erblickte. Herr Gott! rief ich, liegt denn ein Fluch auf mir?! — Ich fiel ohne Bewußtseyn nieder und nur ein Wunder hinderte, daß ich nicht über die schroffe Felswand hinab in die Tiefe stürzte."

„Wie lang ich so sinnlos da gelegen, weiß ich nicht, aber noch seh' ich den Hirten, der hülfreich neben mir stand, als ich zu mir selber kam, und sich bemühte, mir Wasser einzugiessen. Armer Mann, sagte er, was ist dir widerfahren, und wo fehlt es dir? — Ich konnte nicht einen Laut hervorbringen, und deutete fort und fort nach der Brandstätte hinunter, und nach ihrem wirbelnden Rauche. Ja freylich, sprach er jetzt, das ist schrecklich, denn nicht nur das Haus, auch Vieh und eine Frau mit Kindern, und alles, was sonst in dem Hause war, ist in den Grund verbrannt."

„Mir ging ein Schwert durch's Herz, als ich das Wort vernahm, und noch weiß ich nicht, wie ich von dem Hirten weggekommen. Ich lief und stürzte halb über Stauden und Steine und Felsen, und hatte den einzigen Gedanken: stirb, stirb wo die Deinigen, und fall' auf dem Schutte deines Hauses todt darnieder! — Ich lief übermenschlich schnell und alle Kraft und allen Athem bis dort zu vergeuden, und sah nichts, und hörte nichts."

„Aber mitten in meinem rasenden Laufe fühlt' ich mich gehemmt und beschwert,

und aufgehalten durch Arme und Hände, und wie ich mich endlich aufsah, da warst es du, mein Herzensweib, und waret es ihr, meine Kinder, die mich umfingen und am Kleide faßten und weinend mir alle Grüße und alle freundlichen Nahmen ruftet, die ihr finden konntet. Einen herrlichen Augenblick glänzte der Gedanke durch meine Seele: — „Du bist erlöst von aller Noth der Erde und nun im Himmel bey den Deinigen, die Gott aus dem Brand unsers Hauses zu seinem Frieden berufen!" Da führtet ihr mich kosend und schmeichelnd in dieses Häuschen, das mir neu entgegen lachte, und erzähltet, wie es euch gegangen, und wie Gott für euch gesorgt."

„Recht schön, — hub jetzt die Mutter an, — recht schön hast du uns das erzählt; — und den Rest will ich hinzuthun für die Kinder, daß sie es nicht vergessen und Gott ihr Lebenlang danken."

„Als der alte Kurt uns ausgetrieben aus dem schönen Hause, da zogen wir weinend dort in die arme Hütte und lebten so kümmerlich hin von Almosen und Taglohn, und betheten alle Morgen und Abende für den Vater, und waren traurig und kum-

mervoll. Der alte Kurt gab uns nichts und ließ uns ewig fragen, ob der Vater noch nicht heimgekommen oder Geld geschickt?"

„Er inzwischen lebt' in unserm Hause ganz nach seiner Art mit einer Magd und ihren zwey Kindern, filzig, ohne den Menschen Gutes zu thun, und ohne nur Einem Gutes zu sagen mit irgend einem Wort', nur daß er die zwey Kinder essen ließ, was ihm übrig blieb. Da brach in einer schrecklichen Nacht früh gegen zwey, ohne daß ein Mensch noch weiß, woher und warum, das Feuer aus in dem schönen Hause und plötzlich brannte es an allen Ecken und Enden, und keine Seele war da zum Löschen und Retten. Der alte Kurt schrie aus dem obern Fenster, die Magd mit den Kindern erstickte in den Flammen, und wenn nicht zwey Männer mit einer Leiter noch eben gekommen wären, so verlor auch der Alte schrecklich sein Leben. Sie brachten ihn halbtodt und gefährlich verwundet von einem Balken, der eingestürzt war, auf einer Bahre daher, und eben lief ich hinzu mit Eimern um Wasser zu schöpfen. Da ließ ich den armen Kurt im ersten Bedauren nach meinem Stüblein bringen und brachte ihn

zu sich selbst, und gab ihm zu trinken und verband seine Wunde. Er aber lobte mich eins in das andre und konnte nicht aufhören und sagte immer: — nein! Margreth! — ich hab' es nicht verdient um euch; ich hab' euren armen Mann erdrückt und ausgetrieben, daß mir's nie kann verziehen werden."

„Bey Anbruch des Tages stand das schöne Haus in schwarzem Schutt, und Hab' und Gut und Vieh waren zu Asche verbrannt. Dem alten Kurt blieb nichts als seine Weiden und Aecker und dieses neue kleine Häuschen, in das er auf dem Bette sich hintragen ließ. Hier will ich sterben, sagte er, denn ich fühle, daß mein Ende vorhanden ist. — Aber mein Trost soll seyn, daß ihr hier zuletzt in meinen Eigenthum seyd, und nach meinem Tode ist es euer und eures Mannes, — und Gott verzeihe mir, was ich euch gethan, und laß es genug seyn an der Strafe, die ich heut' erfahren!"

„In diesem Augenblick' riefen die Kinder, die draussen auf der Hausflur spielten: Der Vater! der Vater! und ich, — halb erschrocken, und doch voll Jauchzen in meinem Herzen, lief hinaus in die Gasse, —

und wahrlich du selber liefst athemlos daher und sahst uns nicht und hörtest uns nicht, bis wir dich umhalsten und hielten und drückten, und endlich dein starrer Blick in's Leben kam, und, als ob du fragtest und verzweifeltest, lang uns betrachtete."

„Wir führten dich drinnen in's Stübchen, wo der kranke Kurt auf dem Bette lag und seufzte und jammerte. Dein Anblick fiel ihm centnerschwer auf die Seele, und ich hätte gern dich wieder hinausgeführt. Aber da ich anfieng dir zu winken, gingst du hin ohne alles Arg und bothest ihm die Hand und grüßtest ihn auf das freundlichste. Da sah er dich verwundert an und sagte: Hans, du willst es denn vergessen, was ich dir Böses gethan? — Gott sey Lob und Dank, der dich hergeführt in dieser Stunde, daß ich ruhiger sterben kann. Ich habe viel verschuldet an dir und den Deinigen, alles, was ich dir entrissen, das hat der Himmel in dieser Nacht mir wieder genommen, und nun, daß ich's dir ersetze nach meinem Vermögen, soll dieses Haus, und alles was mir übrig ist, dein

seyn und deines Weibes auf immer; und bethet für mich!"

„Da weinten wir alle zusammen und dankten Gott und dem Alten von Herzen, und waren alle um das Lager her und wollten an dem Kranken unser Beßtes thun. Er aber sah uns heiter an und lächelte wie er nie gelächelt, und war todt."

Hier endigte die Mutter eine Erzählung, die mich auf das äusserste gerührt, und einfach, wie sie war, mich doch lebendig ergriffen hatte. Die Kinder, die schweigend und ich möchte sagen, andächtig zugehört und Essen und Trinken darüber vergessen, — schienen jetzt aufzuwachen und umhalsten Vater und Mutter, als wollten sie recht gewiß seyn, daß beyde ihnen aus Feuer und Tod gerettet wären, und mich dünkt, sie hatten Thränen in den Augen. Dann endigten sie still ihr Mahl und das erwachsene Mädchen trat an den Tisch, gab den Hühnern die Reste der Milch, nahm die Gefäße zusammen in einen Korb, und betrachtete die lieben Alten so innig und liebreich, daß es mir durch die Seele ging.

Schnell nahm ich mein Bleystift hervor und entwarf die Scene flüchtig auf ein Blatt, und schrieb gerührt darunter: „Aus dem Buche der vergeltenden Vorsehung."

Dann rafft' ich mich auf nach meiner wunderlichen Art mich loszureissen, weil ich es nicht vertragen kann von Menschen, die mir in der schönsten Poesie erschienen, die matte Prosa abzuwarten. —

Die
Emigranten-Familie.

Von

Aloys Schreiber.

Unter den vielen französischen Emigranten, welche im Anfange der Revolution ihr Vaterland verließen, befand sich auch der Markis von B. Er war Wittwer und Vater von zwey Töchtern und einem Sohne, von welchen ihm die beyden ersten nach Deutschland folgten. Der Sohn, ein muthiger, hochstrebender Jüngling von achtzehn Jahren, blieb in Frankreich zurück, und nahm eine Offizierstelle unter den Nationalgarden an. Ich bin entschlossen, nach Deutschland zu gehen, sagte sein Vater zu ihm, wenige Tage vor seiner Abreise, und ich werde mein Vaterland nicht wiedersehen, bis die alte Ordnung der Dinge hergestellt ist. Du mein Eduard, hast andere Ansichten, das Recht scheint dir auf der Seite des Volks, und da ich dich bis jetzt nicht zu meinen Grund-

sätzen bekehren konnte, so müssen wir uns trennen. Es thut mir leid, daß du diese Ueberzeugung hast, aber es würde mir noch schmerzlicher seyn, wenn du sie verläugnen könntest. Kämpfe für die Sache, welche dir als die bessere erscheint, meine Wünsche sind dagegen gerichtet, und bloß die Sorge für meine Töchter hält mich ab, selbst die Waffen zu ergreifen. Du trittst für einstweilen in den Besitz meiner Güter; was ich an Geld und Kostbarkeiten mit mir nehme, wird hinreichen, mich und deine Schwestern so lang gegen Mangel zu schützen, als dieser traurige Zustand dauern kann. Der Himmel gebe, daß wir uns einst wiederfinden, und daß du alsdann deinen Vater ohne Schamröthe umarmen könnest.

Der Markis war so gerührt, als er die letzten Worte sprach, daß er sich entfernen mußte. Emilie und Luise empfingen schluchzend ihren Bruder, und flehten ihn, sie zu begleiten. Es zerreißt mein Herz, sagte der Jüngling, aber ich kann nicht. Ich habe mich bereits unter die Freywilligen meiner Provinz einschreiben lassen, und mein Vater würde mich als eidbrüchig zurückstossen, wenn ich ihm folgen wollte. Die beyden

Mädchen, obgleich in einem noch zarten Alter — Emilie zählte dreyzehn, Luise eilf Jahre — begriffen dieß recht gut. Aber ihr Schmerz wurde dadurch um nichts gemildert. Die zwey letzten Tage vor der Flucht gingen in stummer Trauer hin, und der Markis bath seinen Sohn, keinen Abschied zu nehmen, damit den Mädchen das Herz nicht zu schwer würde. Er hatte frühe schon des Lebens Wiederwärtigkeiten als Mann tragen gelernt.

Die Flüchtlinge kamen glücklich über den Rhein, und ließen sich im Maynthale nieder. Es wimmelte von Ausgewanderten, der Markis lebte jedoch sehr zurückgezogen, und beschäftigte sich mit dem Anbau eines kleinen Gartens, der zu seiner Wohnung gehörte, und mit dem Unterrichte seiner Tochter. Da er eben kein glänzendes Vermögen besaß, und die Ereignisse der Zukunft doch immer ungewiß waren, so mußten die beyden Mädchen sich immer mehr und mehr mit weiblichen Arbeiten beschäftigen, und nur drey Stunden des Tags war ihnen erlaubt, der Musik, dem Zeichnen und der Lectüre zu widmen. An Gesellschaften nahmen sie nur selten Theil.

Ein Monath ging so hin um den andern, ein Jahr um das andre; die Hoffnung zu einer Aenderung der Dinge in Frankreich wurde immer schwächer, und auch das Vermögen des Markis täglich geringer. An seinen Sohn wollte er nicht schreiben, um ihn nicht in Gefahr zu bringen, und Eduard kannte auch den Aufenthalt seines Vaters nicht, sonst hätte es der edle Jüngling ihm nie an dem Nöthigen mangeln lassen.

Der Markis hatte in Frankreich fast immer auf seinen Gütern gelebt, und einen Theil davon selbst angebaut, denn er hatte eine vorwiegende Neigung für Kräuterkunde und Landwirthschaft. Es war ihm daher sehr willkommen, als er in einer Zeitung las, daß nicht weit von seinem Wohnorte ein adeliches Gut zu verpachten sey. Kinder, sagte er zu seinen Töchtern, ihr kennt unsere Lage. Wir müssen uns selbst helfen, oder, in einem fremden Lande, einem ungewissen Schicksale entgegen gehen. Das Loos Eduards ist uns unbekannt, unsre Güter sind vielleicht eingezogen, die Rückkehr der alten Ordnung kann spät oder gar nie erfolgen. Habt ihr den

Muth, nicht den Gesinnungen eures Standes, sondern bloß der Decoration desselben zu entsagen, diese Kleider mit einem geringen Anzuge zu vertauschen, euch bisweilen der Sonne und dem Regen auszusetzen, und manche Bequemlichkeiten des Lebens zu entbehren?

Das wollen wir gerne, antworteten die Mädchen, und hingen mit Thränen an seinem Halse.

Seht, Kinder, sagte der Markis, das Unglück ist immer zu etwas gut. Im Glücke liebt man sich weniger. Aber verzagt nicht, es muß euch noch wohlergehen auf Erden, denn diese Verheissung gab der Vater im Himmel den frommen Kindern.

Er reiste jetzt ab, um das Gut in Augenschein zu nehmen, und den Pacht-Contract abzuschließen. Die Lage war ganz nach seinem Sinne, und mit der Besitzerinn, einer Gräfinn von Wenden, wurde er bald über die Bedingungen einig. Sie war seit vielen Jahren Wittwe, ohne Kinder, und eine gebildete und recht verständige Frau. Der Markis gab sich für einen bürgerlichen Gutsbesitzer aus Frankreich aus, Nahmens Frank, den die Revolution mit so vielen

Tausenden aus seinem Vaterlande vertrieben, und der jetzt mehr für seine Kinder, als für sich, eine bleibende Stätte in Deutschland suche. Die Gräfinn nahm innigen Antheil an seinem Schicksale, machte in Betreff des Guts sehr leidliche Bedingungen, und entließ ihm sogar die Caution, da der Markis sich erklärt hatte, den Viehstand und die Geräthschaften, welche mit übernommen werden mußten, gleich bar zu bezahlen. Als er in den Gasthof zurückkam, und sein Felleisen öffnete, um die nöthige Summe herauszunehmen, fand er ein kleines Paket, welches Kreuze, Ohrgehänge, Armbänder, Ringe und einige andere Sachen von Werth enthielt. Seine Töchter hatten, ohne daß er es bemerkte, ihren Schmuck, den heiligen Nachlaß ihrer Mutter, zusammengelegt, weil sie fürchteten, es möchte dem guten Vater zu seinem Unternehmen an Geld gebrechen. Ja, das Unglück ist zu etwas gut, sagte der Markis, und sah zum Himmel, fast beschämt, als hätte er dort einen Vorwurf abzubitten. —

Nach wenigen Tagen zog die Familie auf das Gut. Das Wohnhaus hatte eine freundliche Lage, und heitre, geräumige

Zimmer, auch stand es in einiger Entfernung von den Wirthschaftsgebäuden. Die beyden Mädchen fanden sich bald in ihre Lage — der große Garten am Hause gab ihnen manche angenehme Beschäftigung. Es war in den letzten Tagen des Octobers und die Witterung ungewöhnlich mild. Einzelne Bäume hatten noch ihr Obst, und da und dort hing unter dem röthlich gelben Laube noch eine Traube verborgen, und blühte noch eine Aster einsam am Wege. Es gab überall neue Freuden und neue Beschäftigungen.

Der Markis mußte Wohlstands wegen der Gräfinn seine Töchter vorstellen, und sie kam auch manchmahl zu ihrem neuen Pachter herüber, denn sein Umgang zog sie an, und wie gut er auch das Gepräge seines ehemahligen Standes zu verbergen wußte, so verstanden es doch die Mädchen nicht, und ihre höhere Bildung ließ die Gräfinn ihr Schicksal ahnden. Aber sie ehrte das Geheimniß des Unglücks, doch behandelte sie die Pachterfamilie mit feiner Schonung, und diese drey guten Menschen mußten oft die Abendstunden in ihrem Hause zubringen. Gegen Neujahr kam der

Schwestersohn der Gräfinn, Gustav von Waldern, zum Besuche. Als der jüngere Sohn seines Hauses, hatte er sich zum Soldaten gebildet, und war im Begriffe, in — —sche Dienste zu treten. Die Gräfinn liebte ihn sehr, und es war ihre Absicht, ihn zum Erben ihres Guts einzusetzen.

Gustav war ein schöner Jüngling von zwanzig Jahren, voll Leben und Regsamkeit, dem es nicht wohl war zwischen vier Mauern, und der sich, trotz der strengen Kälte, immer mehrere Stunden des Tags auf der Jagd und der Eisbahn herumtrieb. Eine einseitige Erziehung hatte manche schöne Kraft in ihm unentwickelt gelassen; es war in ihm ein Streben nach Thätigkeit, die keinen Gegenstand fand, und bey der lebendigen Zuversicht, welche dem Jünglinge in der Fülle des Lebens so eigenthümlich ist, wähnte er im Kriege zu finden, was ihm so viel näher lag.

Zum ersten Mahle in der Kirche sah er die beyden schönen Pachtersmädchen, wie man sie auf dem Schlosse nannte, und besonders zog ihn die sinnige Emilie an mit ihrem frommen Blick und dem Zug von Schwermuth um den Mund. Als er nach

Hause kam, und die bethende Gestalt sich immer wieder vor seine Phantasie drängte, da fing er an, über sich selbst zu spotten, denn es schien ihm eines künftigen Helden unwürdig, sein Herz der Liebe zu öffnen. Doch konnte er sich nicht versagen, bey Tische das Gespräch auf den neuen Pachter seiner Tante zu lenken. Diese sprach viel zum Lobe des Vaters und der Töchter, und setzte lächelnd hinzu, sie wolle die Familie auf den Abend zu sich bitten lassen, doch müsse er versprechen, sich recht klug aufzuführen. Gustav erröthete, und die Tante gab ihm einige ernsthafte Lehren für die Zukunft.

Zum ersten Mahle schlich dem raschen Jüngling der Nachmittag zu langsam hin, und er hatte nirgend eine bleibende Stätte, bis die Lichter angezündet wurden, und der Markis mit seinen Töchtern auf das Schloß kam. Gustav hatte gegen den Pachter den vornehmen Ton annehmen wollen, aber der Anstand des Mannes, sein edles Gesicht, und die ganze Art seines Benehmens brachten ein umgekehrtes Verhältniß hervor, und der Jüngling fühlte bald die Uebermacht des gebildeten Geistes.

Gustav wendete sich nun, wiewohl etwas eingeschüchtert, zu den Mädchen: doch hier wollte sich kein Gespräch anknüpfen lassen, denn ihre Unbefangenheit vermehrte seine Verlegenheit. —

Nun, wie haben dir diese Leute gefallen? fragte die Gräfinn ihren Neffen, nachdem sich der Markis mit seinen Kindern entfernt hatte.

Liebe Tante, antwortete Gustav, ich habe mich wohl ein wenig linkisch benommen, aber ich hatte, ehe ich diesen Herrn Frank sah, immer Ihren vorigen Pachter im Kopfe, und seine drey wohlgenährten Töchter, die von nichts als von der Stallfütterung und der letzten Sonntagspredigt zu sprechen wußten. Auf eine ähnliche Unterhaltung war ich auch heute gefaßt, und fand mich gewaltig betrogen. Mir ist's nur ärgerlich, daß diese Leute mich für einen rohen Fuchsjäger halten werden, dessen seligste Hoffnung es ist, einst mit seinen Großvätern und Großmüttern in Walhalla aus Feindesschädeln Bier zu trinken.

Die Gräfinn freuete sich dieser Aeußerung, denn sie sah nichts darin, als den Unmuth eines schönen Ehrgefühls, und

ahnete nicht, daß sich die Liebe bereits hier eingenistet habe,

Gustav konnte sich's nach wenigen Tagen selbst nicht mehr verbergen, daß es um seine Ruhe geschehen sey, und die sanfte Emilie stahl sich immer in seine Träume von der Zukunft, und wenn er noch bisweilen an die Lorbeern des Schlachtfelds dachte, so war es immer die Liebe, aus deren Händen er den Kranz empfing, und die einige Myrthen darunter geflochten hatte.

Der Winter ging allmählich vorüber, der März brachte schon einen blauen Himmel und blaue Veilchen, und der Tag näherte sich, wo Gustav zum Regiment abgehen sollte. Lange kämpfte er mit sich selbst, Sein Herz drängte ihn, Emilien seine Liebe zu entdecken, aber sein Edelmuth empörte sich dagegen. Soll ich den heiligen Frieden dieser Heimathlosen frech zerstören? rief er aus. Vorurtheile des Standes setzen eine Schranke zwischen uns beyden, wie kann Emilie die Meinige werden! Wohl! ich will zuerst an mir selbst beweisen, daß ich Muth habe.

Den schönen Vorsatz eines Augenblicks vernichtete der nächste Moment. Sie ist

vielleicht edler Herkunft, flüsterte ihm die Liebe zu; so viel Geist, so viel Bildung, so viel feine Sitte hat keine gemeine Pachterstochter. Es sind Leute vom Stande, die das Unglück nöthigte, sich in die Dunkelheit zu verbergen.

So, im Zwiste mit sich selbst, nahm er seine Jagdflinte, und schweifte durch das Feld. Der Rückweg führte ihn am Pachthofe vorüber — Emilie trat eben in die Thüre. Erlauben Sie, daß ich von Ihnen und den Ihrigen Abschied nehme, sagte Gustav, und verlor so ziemlich das innere Gleichgewicht. Emilie verneigte sich schweigend, und führte ihn ins Besuchzimmer. Ich reise Morgen Abend an den Rhein zur Armee ab, fing Gustav an: und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich beytragen könnte, Ihnen die Rückkehr zur Heymath frey zu machen. Eine Thräne zitterte in Emiliens Auge. Ach! sagte sie mit bebender Stimme, Sie werden vielleicht gegen meinen Bruder fechten! Er dient unter den Fahnen der Republik. Sie wendete sich ab, um die Thränen zu trocknen, welche reichlicher strömten. Emilie, wenn ich ihren Bruder retten könnte! rief der Jüngling.

Sie sah ihn freundlich an, und blickte dann zum Himmel. Emilie, rief Gustav mit gepreßten Herzen, leben Sie wohl! Er ergriff ihre Hand, drückte einen zitternden Kuß darauf, und entfernte sich eilig. Des andern Tags in der Frühe ging er an den Ort seiner Bestimmung. —

Der Frühling kam mit seinen Blumen und Nachtigallen, aber Emilie fühlte sich einsamer, als in den trüben Wintertagen. Das stille Leben der Pflanzenwelt freute sie weniger, denn der Friede der Natur war nicht mehr ganz in ihrer Seele. Sie dachte nicht an Liebe, aber ihr ganzes Wesen war Liebe und Schwermuth. In dieser Zeit kam ihr bisweilen der Wunsch, in ein Kloster zu gehen; doch bebte sie davor zurück, wenn sie ihres Vaters und ihrer Schwester dachte. — Allmählich versank Emilie in fromme Schwärmerey, alles Schöne erschien ihr als ein Vergängliches, und wenn ihr manchmahl die Gestalt Gustavs vorschwebte, so war es eine kalte, blutige Leiche, die neben dem Leichnam ihres Bruders lag.

Es war im Jahre 1796. Die französischen Heere drangen über den Rhein, gegen Franken und Bayern vor. Da das Gut

der Gräfinn von der Militärstrasse ablag, so bekam man daselbst keinen Feind zu sehen. Gustav schrieb bisweilen an seine Tante; das Glück hatte ihn immer begünstigt, nur war zugleich auch seine Neigung zum Kriegsleben ganz verschwunden. Er sah nur zu klar, daß er hier seine Kräfte zwecklos abmüde. Eines Abends erhielt die Gräfinn folgenden Brief:

Möskirch 1. August 1796.

Beßte Tante! In einigen Tagen werde ich bey Ihnen seyn. Erschrecken Sie nicht. Ich bringe Lorbeern mit, und einen linken Arm, der mir, wenn ich mich künftig auf Landwirthschaft lege, ersprießliche Dienste leisten kann, denn er wird mir Sonnenschein und Regen vorhersagen. Erschrecken Sie nicht, ich bin bloß ein wenig gelähmt durch einen Säbelhieb. Daß ich aber noch unter den Lebenden wandle, verdanke ich einen wackern französischen Officiere, welcher mich rettete, und darüber am rechten Arm verkrüppelt ward. Wir sind Freunde geworden auf dem Schlachtfelde, und er begleitet mich zu Ihnen, da wir beyde

Noth haben, die Bäder zu *zu gebrauchen. Wahrlich, beßte Tante! ich bin jetzt ganz von meiner Heldensucht geheilt. Nicht des kleinen Unglücks wegen, sondern weil ich nicht recht einzusehen vermag, warum ich nicht lieber mit zwey Armen, als mit einem, Kohl und Rosen pflanzen wollte. — —

Dieser Brief machte die Gräfinn so besorgt, daß sie bettlägerig wurde. Emilie brachte die meisten Stunden des Tags bey ihr zu. Eines Nachmittags lag sie eben in einem leichten Schlummer, als Gustav hereintrat. Emilie schrack ein wenig zusammen bey seinem Anblick, doch faßte sie sich schnell, und gab ihm das Zeichen des Schweigens, indem sie zugleich auf die Schlummernde hindeutete. Hierauf bath sie ihn leise, sich zu entfernen, damit die plötzliche Freude der Kranken nicht gefährlich werden möchte. Gustav sah wehmüthig auf seinen linken Arm, den er in einer Schlinge trug. Emilie ging gerührt auf ihn zu, legte sanft ihre Hand auf den verwundeten Arm, und schaute ihm ins düstere Auge mit unaussprechlichem Gefühl. Die Gräfinn erwachte und Gustav hatte kaum noch Zeit, das Zim-

mer zu verlassen, ohne von ihr bemerkt zu werden. Wer ging da weg? fragte die Kranke. Emilie lächelte. — Ach, er ist hier! rief die Gräfinn, und ließ sich durch keine Vorstellungen im Bette zurückhalten. Sie warf sich in ein Nachtkleid, und ließ sich in den Saal führen, wo Gustav mit einem französischen Officier auf und abging, der gleichfalls den einen Arm in einem Tuche trug. Es war ein herzliches Wiedersehen. Gustav stellte den Fremden vor. Sehen Sie hier meinen Retter, sagte er zur Gräfinn; ihm verdanke ich, daß ich noch lebe, und daß ich auf mein Ehrenwort zu Ihnen gehen durfte. Die Gräfinn wollte ihn eben willkommen heißen, als Emilie, mit einem Schrey, mein Bruder! an seinen Hals flog.

Die Gräfinn und Gustav standen starr vor Erstaunen. — Emilie! lebt mein Vater, Lebt Luise noch? dieß war alles, was Eduard hervorzubringen vermochte.

Sie leben! versetzte Emilie, und stürzte zum Saale hinaus.

Aber du heissest ja nicht Frank, sagte Gustav zu seinem Freunde.

So heißt auch mein Vater nicht, erwiederte dieser.

Ja, mir ahnete es, fiel die Gräfinn ein. Und nun erzählte sie mit wenig Worten, was sie von Eduards Vater wußte.

Der Markis und seine Töchter traten jetzt herein. Es gibt Augenblicke, die das ganze Leben werth sind, dieß war ein solcher. Man hatte sich einander unendlich viel zu fragen und zu sagen, und die Freude war so lange abwesend gewesen, daß ein jeder sie festhalten wollte. Aber ach! nach wenigen Tagen kam die Nachricht von Jourdans wilden Rückzuge. — Eduard mußte Anstalten treffen, nach Frankreich zurückzugehen. Itzt begannen wieder in der Familie des Markis die Tage der Trauer. Die Gräfinn, welche die Freude wieder gesund gemacht hatte, veranstaltete ein Abschiedsfest, denn der Mensch feyert seine Freuden und sein Leid. Es ging dabey etwas geheimnißvoll zu.

Eduard hatte gleich Anfangs die stille Liebe seiner Schwester zu Gustav bemerkt, und Gustav hatte ihm aus der seinigen kein Geheimniß gemacht. Er sprach mit seinem Vater und mit der Gräfinn, und entdeckte

ihr die Herkunft seiner Familie. Die Einwilligung fand auf keiner Seite Schwierigkeiten. Am Tage des Festes, nach aufgehobener Mittagstafel, ergriff Eduard die Hand seines Freundes, und sagte: Ich scheide morgen von euch, und werde nun wie du, mich in den Schatten meiner Bäume setzen, denn fechten kann ich nicht mehr. Nimm hier ein Andenken meiner Liebe. Mit diesen Worten drückte er Gustav ein Papier in die Hand, und umarmte ihn. Dieser öffnete das Papier, und fand zwey einfache Schlangenringe von Gold darin. Während er da stand, und den Sinn der freundlichen Gabe zu errathen suchte, heftete die Gräfinn schäckernd Emilien einen Myrthenkranz ins Haar. Ich habe jetzt eine schöne Braut geschmückt, sagte sie, aber wo finden wir den Bräutigam? Gustav wußte nicht, wie ihm geschah, und Emilie zitterte in holder Verwirrung — Eduard führte seinen Freund zu ihr — die Gräfinn und der Markis legten die Hände der Liebenden in einander, und segneten ihre Kinder mit dem Segen der Liebe, und dieser Segen wohnt jetzt noch bey ihnen.

Treue ist der Liebe Lohn.

Nach einer wahren Geschichte.

*) Aus den Zeiten der Belagerung von Ostende in den Jahren 1601 — 1606.

„Vater, wird mir Theodora nicht zu Theil, so entsag ich der Liebe auf ewig. Hinaus will ich zu den Eisbären, nie will ich wieder des Lebens Freude kennen lernen, und bis ans Grab einsam und geschieden von der Welt seyn!" rufte der junge Lothse **) Adolph Hermann aus, als ihm der Vater einige Einwendungen gegen seine Wahl machte.

**) Lothse, ein der Schifffahrt, besonders aber des Hafens und der Gegenden um denselben kundiger Steuermann, welcher die Schiffe in die See, das Meer oder den Fluß ein- und ausführt.

„Ho, ho! Ihr junges Volk seyd doch gleich oben hinaus und nirgends an, wenn man euch mit seinen vierzigjährigen Erfahrungen einen Strich durch die Rechnung machen will;" erwiederte der alte Hermann ganz ruhig und kalt. „Die erste Liebe ist ein Strohfeuer, flattert schnell auf und sinkt eben so schnell wieder zusammen. All mein Lebtag habe ich noch nichts kluges da herauskommen sehen, wohl aber bedauert Mancher noch im Alter, was er übereilt in der Jugend gethan."

„Und wenn ich nun mein Herz sogleich weggegeben hätte, wie ihr wolltet, wie ging mir es schon jetzt, geschweige in der Zukunft noch! Wie quält das liebe Schätzchen, das ihr mir zugedacht hattet, den armen Mann! In ihrem eigenen Hause, und selten sieht man sie an ihres Mannes Arm, immer hängt ein anderer ihm an, und der arme Kreutzträger muß nebenher schleichen, und darf nicht einmahl eine saure Miene machen. Ein armer Teufel, der ein reiches Weib freyt, — nun — der muß sich so etwas gefallen lassen; das ist aber bey mir der Fall nicht. Großen Reichthum habe ich zwar nicht; aber wozu

brauchte ich auch den? Arm bin ich auch nicht, warum sollte ich mich also einem eingebildeten Glück hingeben, da ich das besitze, was wahrer ist und mich als Mann froh erhalten wird?

„Hm! mit Josephen würden wir freylich nicht zum beßten angekommen seyn, das muß ich selbst gestehn," erwiederte der Vater. „Immer weiß man aber doch noch nicht gewiß zu entscheiden, ob der Träumer von Manne nicht mehr daran Schuld ist, als die Frau. Unterdessen wären die zwölftausend Gulden doch immer auch mitzunehmen gewesen."

„Bedurften wir dieser, und ich hätte euch damit glücklicher oder ruhiger machen können, Vater, ich hätte aus kindlicher Dankbarkeit Josephen geheirathet und euch das Geld überlassen; aber müßten wir uns nicht der Sünde befürchten, wenn wir noch mehr haben wollten, als wir bereits haben? Hat Theodora auch nicht so viel Groschen, als Josephe Thaler hat, so ist sie doch die Besitzerinn eines Kleinods, das oft die Tochter des reichsten Ostindienfahrers nicht hat."

(Lachend.) „Nun höre nur, mit dem Kleinode mags eben nicht weit her seyn, da du selbst gestehst, Theodora habe nicht so viel Groschen, als Josephe Thaler."

„Vater, haltet ihr Schönheit, Unschuld, Tugend, Fleiß und Häuslichkeit nicht auch für ein Kleinod? Laßt sehen, wer weiter damit kommen wird, ob Josephe mit ihrem Reichthume, oder meine Theodora mit ihren trefflichen Eigenschaften? Ich bin gesund, stark, meines Geschäfts wohl erfahren, wie ihr mir selbst das Zeugniß so oft gabt, bin unermüdet, sparsam, vertraue auf Gott und habe mehr Glück als fast alle meine Mitbrüder."

„Nun denn, wenn du einmahl darauf bestehst, so will ich dir nicht zuwider seyn, ob ich gleich überzeugt bin, daß nicht alle reichen Mädchen lasterhaft seyn müssen, so wie nicht alle armen Mädchen tugendhaft seyn werden. Aber, Adolph, das muß ich dir sagen, dem Verliebten scheint alles herrlich, einzig in der Welt an dem vergötterten Gegenstande, während der ruhigere weniger leidenschaftliche Beurtheiler mitunter ganz anderer Meinung ist."

„Vater, wer kann Theodoren etwas nachsagen, das ihr nicht zur größten Ehre gereichte? Ihr Vater, wenn auch kein bemittelter, ist doch ein allgemein geachteter Mann; und ihre Mutter — ein Urtheil lautet über sie wie das andere — ist eine höchst ehrwürdige Frau, die seit einiger Zeit zwar immer kränklich ist; aber ist es nicht bekannt, daß diese Kränklichkeit die Folge einer fast beyspiellosen Aufopferung aus Liebe für ihre häuslichen Sorgen ist? Vier Kinder wurden von ihr groß gezogen, von welchen die zwey Söhne, wie ihr wißt, angesehene Stellen bekleiden. Und vertritt nicht jetzt die gute Theodora die Mutterstelle bey ihrem noch nicht ganz erzogenen Geschwister? ernährt sie diese nicht durch ihren Fleiß? und ist sie nicht die Stütze ihrer Mutter? Das Mädchen, das so edel als Tochter und Schwester handeln kann, wird sicherlich auch ein gutes Eheweib werden. Und wer ein armes Mädchen nimmt, erheirathet sich ein Capital, wovon Gott die Zinsen richtig abträgt."

„Noch ein Mahl, mein Sohn! Ich will und werde nichts gegen deine Wahl haben! Aber vorsichtig möchte es denn doch

seyn, wenn du mit der Heirath noch anstündest. Du weißt, wir leben in schlimmen Zeiten. Der Krieg erdrückt beynahe das ganze Land, die sämmtlichen Staaten, wer weiß, wie schwer es noch kommen kann, und ob wir uns dem Joche der Spanier entziehen und frey seyn, oder ob wir unsern Nacken Philipp II., dem Wütherich von Spanien, aufs neue werden darbiethen und dann einer ewigen Sclaverey werden unterworfen seyn müssen. Wacker halten sich zwar unsere Kriegsleute in Ostende noch; kluge Leute sagen aber doch, daß sie die Belagerung nicht werden aushalten können. Unter solchen Aussichten dächte ich doch, mein Sohn, wartetest du es ab. Man ist nur halb unglücklich, wenn man allein ist, denn man ist freyer, um jedes Vaterland im Falle der Noth zu den Seinigen zu machen."

„Wie, ihr könntet von mir so Arges denken, daß ich das Vaterland verlassen könnte?"

(Mit edlem Unwillen.) „Und wolltest dich deiner Liebschaft wegen dem eisernen Scepter Spaniens unterwerfen? Sohn, dann wärst du des Nahmens unwerth, den

du trägst. Ich, und deine Mutter, ob wir schon hoch in den Jahren stehen, nähmen unsern Wanderstab und flüchteten. Sollten wir auch im fremden Land Almosen suchen, und ein kärgliches Brot vor den Thüren suchen müssen, lieber das, als im unterjochten Vaterlande in einem Wohlstande leben, in welchem sich das frey aufathmende Herz jeden Augenblick entehrt fühlen müßte."

Wenn ihr flüchtetet, würde ich und meine Theodora euch begleiten und dafür sorgen, daß ihr keine Noth leiden möchtet. Theodora ist eine eifrige Patriotinn und meinte jüngst sogar, käme das Vaterland in noch dringendere Gefahr, so würde sie um den Vorzug mit jedem Holländer streiten; das Vaterland vertheidigen zu helfen, werde sich mit einem Schwert umgürten, und lieber den Tod, als den Verlust der Freyheit wählen.

„Herzenssohn! So sprach sie? so sprach sie wirklich? Doch du logst nie. Geh, eile, nimm sie und mit ihr meinen beßten Segen. Du bist ihrer, sie ist deiner, sie ist unserer, sie ist aller Edlen Achtung und Bewunderung werth."

Entzückt sprang der Alte an die Thüre einer Nebenstube, und rief im Ausdruck des innigsten Frohlockens; „Mutter, Mutter! komm, fliege! laß alles stehn nnd liegen komm!"

Und Mutter Hermann kam im vollen Sprunge.

„Sieh, da habe ich Adolphen so eben zum Bräutigam gemacht. Nichts bedarf er weiter noch, als deines Worts und das wirst du ihm gewähren."

„Aber — ich kenne die Braut ja nicht!"

„O du kennst sie. Das beste Mädchen in Holland, — Theodora ist seine Braut."

Wie von einem Zauberschlage berührt stand das gute alte Mütterchen da. Was sie so sehnlich gewünscht, aber ihres Mannes wegen, dessen Sinn sich zeither zu deutlich geäußert hatte, nicht als möglich glauben durfte, sah sie nun schnell so mit Einem Mahle erfüllt. Theodora war ihrem Herzen so theuer, so lieb! unter allen Mädchen hätte sie ihrem Sohne nur dieses erwählt. Sie umarmte ihn, segnete ihn.

„Aber," fiel der bedenkliche Vater wieder in die Rede, „aber bist du auch mit dem Mädchen fertig? Hast du ihr schon deine

Liebe gestanden, und sie dir ihre Gegenliebe versichert?"

„Das ist zwar noch nicht geschehen. Ich hielt es für die Pflicht des redlichen Mannes, zeither davon noch zu schweigen, so oft ich auch bey ihren Aeltern war, bis ich meines Vaters Zusage erhalten. Gewiß halte ich mich aber überzeugt, sie wird mir ihre Hand nicht versagen, wenn ich anders den kleinen Vorzügen der liebenswürdigen Gefälligkeit trauen darf, die sie mir jederzeit so freyherzig erwies."

„Nun denn, wenn du deiner Sache so gewiß bist, so gehe hin, erkläre dich, und wenn du sie dann in unsere Arme führst, so soll mir diese Stunde eine der schönsten meines Lebens werden. In solche Dinge darf sich wenigstens der Vater nicht zu früh mischen, wenn es nicht wie ein Handel herauskommen soll, und wo etwas dergleichen eintritt, da ists immer mit der Liebe nicht weit her. Eben so wenig kannst und darfst du von mir erwarten, das ich dir vorschreiben soll, wie du es nun anzufangen hast. Jedes Herz hat seine eigene Weise, und die Natur ist die treueste Lehrerinn. Daß du erst mit dem Mädchen sprichst, versteht sich

ohne mein Erinnern, und diesen Vorzug müssen alle kluge Aeltern ihren Kindern lassen. Daß weder Theodoras Vater noch Mutter etwas dagegen einzuwenden haben werden, glaube ich mit Zuversicht hoffen zu dürfen. Unsere Zusage hast du. Gott geleite dich und kehre froh und zufrieden wieder zu uns zurück. Grüße Theodora von uns, und sage ihr, daß wir sie aufrichtig lieben."

In acht Tagen war die Verlobung schon vorüber und nach fünf Wochen Hochzeit.

Theodora ward sehr bald der Stolz des alten Hermanns, die Liebe der Schwiegermutter und genoß Beyder unbegränztes Vertrauen. Theodora fühlte sich nicht minder glücklich und froh, nahm die Führung des Hauswesens ganz über sich; unterhielt ihre Schwiegeraltern mit ihrer frohen muntern Laune, wenn sie mit ihnen allein war, und ihr Mann, wie das oft geschah, mehrere Tage hintereinander seine Lothsengeschäfte betrieb. Wenn er dann wieder zurückkehrte, war ihnen die Wonne des Wiedersehens ein Fest, worüber der Himmel selbst sich freuete. Immer waren seine Geschäfte glücklich von Statten gegangen; reitzender aber noch lä-

chelte ihm das Glück jetzt, seitdem Theodora sein geliebtes Weib war.

Eines Tages trat er mit schnellen Schritten bey der Heimkehr in die Mitte der Seinen und heiterer, als je, war sein Gesicht. „Seht, Vater!" sprach er mit dem innigsten Wohlbehagen: „wer nur auf Gott vertrauen kann, der macht nie eine falsche Rechnung. Sagt ichs euch nicht voraus, daß ich an meiner Theodora ein großes Capital haben würde? Hier sind schon die vollen Zinsen von oben herab," indem er gen Himmel deutete, und in demselben Augenblick eine von Goldmünzen starrende Börse hervorzog.

„Wie ist das möglich? auf welche Weise ist dir ein solcher Lohn geworden?" fragte der Vater voll Verwunderung.

Und der Sohn erzählte: „Als ich mich etwas weiter hinaus, als gewöhnlich, wagte, bemerkte ich zwey kleinere Schiffe fechtend gegen einander, und entdeckte, daß das eine von unserer Flotte abgekommen seyn mußte, und von einem Spanischen verfolgt worden war. Sehen, daß das unsrige dem Weichen nahe war, und den Entschluß fassen, indem ich meine Kräfte hin-

reichend stark fühlte, — und mich auch sogleich hinaustreiben, um unsern Landsleuten zu Hülfe zu eilen, war nur ein Gedanke und eine That. — Es gelang und die Scene änderte sich. Wir bemächtigten uns des Spaniers und brachten ihn als Gefangenen ein. Des Spaniers Börse wurde mir zugetheilt; es ist keine Beute, die mich entehrt. Drum, liebe Theodora (indem er ihr die Börse reicht) nimm dieß als das erste Geschenk meiner Liebe und Dankbarkeit. Ich weiß die Summe nicht, welche in der Börse enthalten ist, will sie auch nicht wissen, denn von diesem Augenblicke an ist sie dein Eigenthum; sie sey dein Leibgedinge und Witthum, wenn ich einst, möge es früher oder später geschehen, von dir scheiden muß."

„Adolph," sprach Throdera mit einem fast wehmüthigen Gefühl: ich freuete mich, als ich dich so heiter zu uns kommen sah, und du kannst mich so traurig machen? Doch hinweg mit diesem und ähnlichen Gedanken. Ich nehme dieses Geschenk, verwahre es dir, so wie du meine Liebe in deinem Herzen verwahrst. Schwer, recht schwer ist diese Börse zwar, (indem sie solche in ihrer Hand wiegt); aber einen größern Werth

hat für mich deine brave That. Gewiß bist du auch mit dem Spanier gut umgegangen, und wirst bey ihm den Vorwurf widerlegt haben, daß die Holländer grausam und barbarisch wären, so allgemein er auch bey den Spaniern herrschen soll."

„Liebe! überzeuge dich näher, ob ich mich seiner Zufriedenheit werth machte. Diese beyden goldenen Uhren schenkte er mir und diesen Ring, den er von seinem Finger zog. Ich bin kein Kenner; — aber der Ring scheint mir von großem Werth zu seyn. Beydes gab er mir mit einem recht seelenvollen Druck der Hand, und mit einigen wenigen Worten, die ich nicht verstand, da ich seiner Sprache nicht mächtig war; sie schienen mir aber, nach seinen Augen zu urtheilen, aus einem recht guten Herzen zu kommen. Er mußte ein recht vornehmer Spanier seyn, denn der Officier ließ ihn sogleich zum Commandanten, und, wie ich höre, dieser ihn zum Prinzen Moritz von Nassau bringen."

„Sonderbar, daß dir, lieber Adolph, dieser fremde Mann augenblicklich so gut wurde, da die Spanier, wie man allge-

mein hört, sehr mißtrauische Menschen seyn sollen,"

Ich glaube seinen lebenslänglichen Dank verdient zu haben.

(Lächelnd) „Adolph, dadurch daß du ihn zum Gefangenen machtest, da er schon unsere Landsleute in seiner Gewalt zu haben glaubte?"

„Nein, gute Theodora, nein, ich habe auf seinen Dank Anspruch zu machen, so erkenntlich er auch war, — weil ich ihm und seinen Leuten allen das Leben rettete. Sie waren hart mit den unsrigen umgegangen. Diese, sich zu rächen, setzten die Schwerter schon auf die Spanier und ihren Anführer; ich sprach ein Machtwort, was ich konnte, und was sie achten mußten, weil ich auch sie vom Untergange, wenigstens aus der Gefangenschaft errettet hatte. Sie steckten ihre Schwerter wieder ein, wenn dieses auch mit einigem Unwillen geschah, und ich drang so lange in sie, bis sie mir endlich gelobten, daß dieser Spanier Loos erträglicher seyn sollte, als es gewöhnlich zu seyn pflegte."

Theodora. O schön! schön! Nimm dafür meinen herzlichen Kuß. Man kann

tapfer, aber dabey doch auch menschlich seyn. Aber noch eins! Da der Spanier so erkenntlich gegen dich war, so hättest du ihm doch seine Börse lassen sollen?

„Ich nahm ihm die Börse nicht ab. Sie wurde mir zuerkannt und zwar nach den im Kriege bey Gefangennehmungen üblichen Gesetzen. Als die Börse mir übergeben wurde, überreichte ich sie dem Spanier wieder. Er nahm sie aber nicht an, und drang darauf, daß sie mein Eigenthum seyn und bleiben solle."

„Adolph! Adolph! ich schätzte von jeher die Güte deines Herzens, und nur sie war es, die dir meine Liebe erwarb; aber wie herrlicher steht von nun an das Bild deiner edeln Seele vor mir! Jetzt erst soll mir diese Börse ein Heiligthum, meine Freude, und mir ein Schatz seyn, der einen zehnfach höheren Werth für mich haben wird, als die Münze ihn auswiegen kann. Adolph, ich will dieses Schatzes treue Bewahrerinn seyn, und eher alle Bedrängnisse, die mich für meine Person treffen können, standhaft ertragen, ehe ich auch nur eines Deuts Werth von diesem mir an-

vertrauten Gute nehme. Adolph, das schwöre ich dir."

Eine selige Stunde! worin sich diese zwey edlen Seelen noch höher würdigten, als da sie den Bund der ersten, leidenschaftlichen Liebe geschlossen hatten, und jetzt zwiefach fühlten, daß nur gegenseitige Tugend der Liebe Glück befestige.

Adolph Hermann immer mehr und mehr ermuthiget, so oft er auch in Gefahr gerieth, lernte endlich dieser mit einer Gleichgültigkeit trotzen, die nicht selten Hermanns Vater bedenklich machte, der, da er bey dem Sohne wenig Gehör fand, sich an Theodora wendete, damit es ihr gelingen möge, ihren Mann eines andern zu überzeugen. Theodora versuchte dieses auch; allein sie schätzte die Gründe, die er ihr einwendete und erwiederte dem Vater, daß sie minder Holländerinn seyn müßte, wenn sie ihren wackern Mann in seinem edeln Streben aufhalten wollte. „Vater," setzte sie hinzu: „der ist keineswegs eines braven Weibes werth, der mit demselben nur liebeln und darüber seine höhern Pflichten aus den Augen setzen kann, er wird, so gut er auch scheinen mag, doch nur ein stumpfsin-

niger Mensch seyn, der auf der faulen Bärenhaut seinen Vortheil, seinen Gewinn höher achtet, als den eigentlichen Beruf seiner Verpflichtung. Lohnt auch die Erfüllung der Pflicht weniger, als jener gewiß unter solchen Umständen nicht ehrende Erwerb, so muß in uns selbst ein höheres Gefühl liegen, wodurch man die Dinge in der Welt zu würdigen verstehet. Und rein heraus, guter Vater, ich könnte den Mann weder lieben noch ehren, welcher seines Vaterlandes unwürdig handelte, zählte er auch Millionen."

Vater Hermann staunte über die Rede der Schwiegertochter. „Nun denn, wenn alle Frauen in unserm Staate dir gleich seyn werden, dann hoffe ich, daß wir unsere Freyheit behaupten werden;" erwiederte der Alte, „Aber," setzte er hinzu: „würdest du auch das Unglück standhaft ertragen können, wenn das Schicksal für uns das entgegengesetzte Loos ziehen sollte? wenn jede, selbst die erschöpfendste Anstrengung vergebens seyn würde, und wir uns dann mit unserm beßten Willen ins Elend getrieben sähen?"

„Vater, wer eine gute, geschweige denn eine große That ausführen will, muß nicht lange erst zuvor nachgrübeln, ob sie gelingen werde, oder nicht. Wer sich so weit vergißt, vollendet, wenn er das Große, das Edle auch hinterher thut, immer nicht ganz, immer nur halb. — Der erste, aufstossende glückliche Gedanke, wenn man nach dem Außerordentlichen strebt, ist die Seele desselben und leitet das Gelingen am zuversichtlichsten; Bedenklichkeiten verrathen halbe Reue, wenigstens bringen sie Unsicherheit in die Ausführung, weil sie den Muth lähmen. Komme, wie es komme, ich bin gefaßt! Um meines Adolphs Willen werde, kann ich alles ertragen. Ich bürge euch dafür, was auch die Zukunft auferlegen mag, es soll mich nicht befremden, mich nicht aus meiner Fassung bringen. Voraus über ein Unglück nachdenken, gilt für nichts anders, als den Magnet hinstellen, der es schneller heranlocken soll." —

„Nun denn, meine Tochter, bey solchen Gesinnungen habe ich keine Sorge mehr. Gott wird alles zum Beßten lenken."

So oft Theodora ihren Gatten entließ, wenn er zu seinem Geschäfte kehrte, drückte sie einen feurigen Kuß mit den Worten auf seine Lippen: „Handle froh und deiner würdig; Theodora soll dir nicht nachstehen. Die Zukunft soll dir es bewähren, treu ist sie dir bis in den Tod!"

Bisweilen geschah es, daß Adolph länger, als gewöhnlich ausblieb. Dann zagten die Aeltern und machten sich allerley Sorge; Theodora aber flößte ihnen durch Gründe, die ihren Herzen wohl thaten, Beruhigung ein und erheiterte sie wieder. Kam dann nun endlich ihr Gatte, dann flogen alle trüben Wolken schnell aus einander, und die Sonne der häuslichen Freude stand hell und klar vor ihnen, wie nach einem langen Gewitter da. Seliger war nun die Wonne, die sie unter einander genossen, und Theodora äußerte bey solchen Gelegenheiten öfter, daß ein Leben ohne Sorge das traurigste Einerley der Welt seyn, und das Gefühl äußerst abstumpfen müsse, so sehr eine solche Lage auch im Anfange schmeicheln möchte.

Nach einiger Zeit blieb Adolph länger, als noch nie aus, länger, als es noch je

unter den Lothsen Sitte gewesen war. Noch immer tröstete Theodora. Endlich behauptete aber Vater Hermann doch, daß seinem Sohne ein besonderes Unglück begegnet seyn müsse. „Mir ist etwas aufgefallen," äußerte er einige Tage hierauf, „seit gestern schlichen einige seiner Gefährten so traurig unsern Fenstern vorüber und ihre Blicke verriethen, als wenn sie etwas Wichtiges auf dem Herzen hätten, das sie uns nicht zu sagen getrauten. Ich will mich aufmachen und Erkundigung einziehen. Gott gebe, daß ich mich geirrt habe."

Er ging an den Hafen, erkundigte sich hier und da bey seines Sohnes Bekannten und Freunden. Keiner konnte ihm Auskunft geben; jeder wunderte sich, daß man ihn fast seit acht Tagen nicht bemerkt habe. So eben langte ein Fahrzeug an. Ein junger Lothse, Adolphs innigster Herzensvertrauter und Verwandter zugleich, sprang aus demselben, und fiel sogleich dem alten Hermann um den Hals. Thränen füllten seine Augen: der Schmerz machte ihn sprachlos. — Hermann erblaßte und ahnete eine Schreckensnachricht.

„Ist etwa mein Sohn todt? Hat er in den Wellen sein Grab gefunden, oder was ist ihm sonst für ein Unglück begegnet?"

„Ach, Vetter, wohl ist er unglücklich! Ist er auch nicht todt, so ist es doch auch nicht viel besser mit ihm. Wir stießen mit unsern Fahrzeugen auf einige spanische Schiffe, suchten ihnen zwar zu entkommen, aber sie überflügelten uns endlich doch. Muthig fochten wir, wie die Löwen. Adolph war der erste, der ihnen mit seinem Fahrzeuge in die Hände fiel. Ich versuchte alles, ihn zu befreyen; seht, diese Wunden (indem er seine Brust enthlößte und sein Hemd aufstreifte) mögen meine Zeugen seyn; aber alle Anstrengung war vergebens. Zwölf unserer Leute, sammt ihren Fahrzeugen, wie auch alle andern, welche darauf befindlich waren, wurden genommen und eiligst auf die Schiffe der Spanier gebracht. Eins unserer Kriegsschiffe erschien auf der Höhe. Die Spanier fanden es weder für gut, auf solches loszusteuern, noch es sonst abzuwarten. Mit der möglichsten Schnelle segelten sie mit ihrer Beute davon. Mich und mein Fahrzeug, das viel gelitten hatte, gaben sie frey, in der Meinung, daß ich ihnen

keineswegs gefährlich werden könne, und bald genug untersinken würde. Wie gern hätte ich das Loos mit meinen wackern Kameraden getheilt, vorzüglich mit meinem treuesten innigsten Freunde das schwere Schicksal der Gefangenschaft ertragen; aber ich allein mußte zurückkehren, mußte ihn, den ich so redlich liebte, den grausamen Händen der Spanier überlassen sehen. Doch habe ich noch nicht alle Hoffnung verloren, Adolph hatte seit einigen Tagen gute Geschäfte gemacht, und viel Geld bey sich; vielleicht blendet er dadurch die Augen des spanischen Capitains und kauft sich los."

„Schrecklich! schrecklich! Du baueſt auf das Geld, was mein Sohn bey sich führt. Ich fürchte das Gegentheil. Man wird ihn ausplündern, denn man kennt die Habsucht der Spanier und ihre Grausamkeit, und wird ihn dann in ein Gefängniß werfen, wenn man ihm anders das Leben schenkt."

Betrübt kehrte der Alte nach Hause, mit sich zu Rathe gehend, wie er diese traurige Nachricht den Seinen nur allmählig beybringe, damit sie der Schreck nicht überwältigt, und er das Schlimme nicht noch schlimmer machen möge. So vorsichtig er

aber auch zu Werke gegangen war, so war der Schlag doch zu hart, als daß er nicht auf die Seinigen heftig hätte einwirken sollen, Die Mutter sank ohnmächtig in ihren Stuhl zurück. Theodora blickte gen Himmel, rang die Hände; ein schweres Stöhnen in einzelnen Accenten seufzte aus der innersten Tiefe ihres Herzens.

„O Theodora," sprach der Vater sanft zu ihr, „wo ist dein Muth? (Sieh — indem er auf sein liebes Weib hindeutete) wie diese leidet! Sieh mich alten Mann! Wenn dich der Schmerz zur Unthätigkeit hinreißen sollte, von wem sollten wir, da du dich uns so unentbehrlich gemacht hast, nur irgend einigen Beystand erwarten dürfen?"

Und kaum hatte der Vater dieß Wort ausgesprochen, so ermannte Theodora sich wieder, drückte ihm mit lebhafter Innigkeit die Hand, vergaß ihren eigenen Schmerz, um den Schmerz ihrer Lieben zu mindern; unterstützte mit wirksamen Hausmitteln, und mit ihren trostbelebenden Worten, welche von den zärtlichsten Bitten begleitet wurden, ihre Mutter, bis es ihr gelang, sie zu sich selbst wieder zurück zu bringen.

„Sollte ich ihn nie wieder sehen?" fragte die Mutter mit jedem neuen Morgen und wenn die Nacht eintrat.

„Wir sehen ihn wieder, wir sehen ihn bald wieder," erwiederte Theodora ihr dann mit einer Sicherheit, die aus dem festesten Vertrauen entsprang. Stünde es mit ihm so schlimm, wie wir Anfangs glaubten, er würde uns geschrieben haben."

„Kind, darauf baue nicht," antwortete der Vater. „Gefangene werden scharf beobachtet, und ihnen alle Gelegenheiten benommen, Nachrichten an die Ihrigen ertheilen zu können. Und so sehr wir Alle von Adolphs liebevollem Herzen, von seiner Redlichkeit und Treue überzeugt seyn können, so kann er doch das Unmögliche nicht möglich machen.

„Und doch behaupte ich; er wird es ins Werk setzen. O, die Liebe ist schlau und weiß den scharfsichtigsten Wächter zu täuschen. Gleich wird das nicht geschehen können; aber es wird gewiß geschehen, darum müssen wir unsere Hoffnung nicht aufgeben. Und Mißtrauen gegen ihn haben wollen, o pfuy des Gedankens, der nicht ihn, wohl aber uns entehren würde. Daß es ihm ganz

schlimm ergehen sollte, glaube ich deßwegen nicht, weil Gott gerecht ist, der die Tugend, scheint sie auch einige Zeit leiden zu sollen, endlich doch noch von ihren Feinden errettet und sie siegen läßt. Noch eine Beruhigung mehr trage ich in meinem Herzen: Wird mein Adolph erzählen, wie brav er an so manchem, besonders an dem letzten gefangenen Spanier handelte, o dann wird man gewiß Großmuth mit Großmuth vergelten."

„Gebe das Gott! rufte der Vater aus. Gute, liebe Tochter, Dank dir, du hast mir durch diesen erhebenden Trost einen Stab gegeben, an welchen ich mich lehnen, und so lange zum Himmel flehend hinaufblicken will, bis er uns erhöret hat."

Ungewöhnlich heiter war eines Tages Theodora aufgestanden, mit Hüpfen und Springen trat sie zu den Schwiegerältern, umarmte und küßte eins um das andere.

„Wüßte ich nicht gewiß, daß du so eben aus deinem Schlafstübchen kämst, und wärst etwa schon auf der Strasse gewesen, ich würde glauben, du hättest gute Nachrichten von unserm Adolph, entweder von ihm selbst oder durch Andere eingezogen"

„Ach, wenn das wäre," erwiederte Theodora mit einem leichten Seufzer, "dann wäre ich freylich schon einige Schritte näher zum Ziele; aber — doch nein, liebe Aeltern, macht mich nicht wieder weichmüthig, was ich beginnen will, bedarf eines freyen und frohen Muthes. Hört mich! Als ich diesen Morgen erwachte, ach da stand die Sonne so rein und klar am Himmel, so heftig es auch die ganze Nacht gestürmt hatte. Ich sah zu ihr hinauf, bethete mein Morgengebeth und schloß, wie täglich, meinen Adolph in dasselbe ein. Auf ein Mahl erweiterte sich meine Brust. Mir ward so wohl, so wohl, wie an meinem Brauttage, und es war, als wenn mir gleichsam vom Himmel herab eine liebliche, ach, eine so sanft aufrichtende Stimme mir zurufte: Du sollst, du wirst ihn bald wieder sehen. Mein Glaube befestigte sich aufs neue. Ich ging an meinen Schrank, um etwas herauszunehmen, bemerkte die mir von meinem Adolph geschenkte Börse, küßte sie, indem sich mir seine edle Handlung so lebhaft, so feurig wieder darstellte. Was ich noch nie an dieser Börse wahrgenommen hatte, entdeckte ich jetzt erst und ich

fand einen Nahmen in diese eingestickt, der deutlich zu lesen, und wahrscheinlich derselbe des spanischen Obersten ist, von welchem wir immer zeither so vielerley hörten. Im Augenblick flog mir nun der Gedanke in den Kopf. Diese Börse soll deinen Adolph retten, befreyen, ihn mir wieder geben. In Mannskleidern suchst du in das spanische Lager zu kommen. Adolph wird zu erfragen seyn. Weißt du, wo er ist, so gibst du dich zu erkennen, bietest diese Börse zum Lösegeld und erzählst, auf welch eine Art sie in seine Hände gekommen, daß sie nicht erplündert, sondern das freywillige Geschenk eines edlen Spaniers sey. Ich mache auf den in die Börse gestickten Nahmen aufmerksam, welcher ein Zeugniß mehr für ihn und mich seyn wird, und großer Gott! was müßten das für Menschen seyn, die mein Schmerz, die mein Flehen nicht erweichen sollte. O Vater, Mutter, könnet ihr mir die Wonne nachfühlen, wenn ich nun das Wort hören werde: er soll frey seyn, man mich dann zu ihm ins Gefängniß führt, er mich erblickt, er meinen Geist und mich nicht selbst zu erblicken glaubt, starrt — ich in seine Arme fliege und ihn mit mei-

nen Küssen fast erdrücke, dann ihm die Fesseln ablöse, und stolz durch das Lager mit ihm gehe, und mit einem Sicherheitsbrief mit ihm das erste beßte Schiff besteige, mit schwellenden Segeln mit ihm zur Heimath eile, und wir dann zu euch hereintreten — O Vater, Mutter, denkt euch das!"

Dem Alten war eine Thräne ins Auge gekommen; die Mutter zog einen tiefen Seufzer aus der beengten Brust, streckte ihre Arme aus, als wollte sie ihren Sohn schon an ihr Herz schließen, so lebhaft war sie von Theodorens Schilderung ergriffen worden. Es gab eine lange Pause, ehe man wieder ein Wort sprechen konnte.

Endlich unterbrach der Vater diese Todtenstille.

„Theodora! welch einen süßen Traum hast du geträumt! Nimm ihn aber um deiner, um unserer Ruhe willen für nichts anders, als er ist."

„Traum? nein, es ist kein Traum, der mir vorschwebte; es ist die selige Ahnung, die einer schönen Wirklichkeit vorausgehet, und der ich nicht entsagen kann."

„Wie, du wolltest dieser Erscheinung folgen, darauf einzig, nur einzig darauf deinen Entschluß gründen, und ihn ausführen?"

Theodora (fest) Ja, das will ich! Das will ich mit Gott anfangen und mit Gott vollenden!"

„Und könntest uns verlassen?" fragte die Mutter fast mehr, als wehmüthig.

„Um bald wieder bey euch zu sein, damit ihr, ehe ihr von der Welt scheidet, wieder lernen möget, was Freude auf Erden sey."

„Wir sind so schwach! wie bald wird es mit uns vorüber seyn! Wer wird uns die Augen zudrücken und dann ein Vaterunser für uns bethen?" fragte die fromme Mutter wieder.

Theodora. Lange, lange muß dieser Augenblick von euch fern bleiben! Und er wird es, Gott wird mich erhören. An euerm Sterbebette, gute Aeltern, soll nur euer Sohn und eure Theodora stehen. Für eure Wartung, für eure Pflege soll meine Schwester stehen. Ihr liebet sie, und oft sagtet ihr, daß Rosa die zweyte Theodora sey. Sie liebt euch, ihr müßt davon überzeugt seyn, wie ihre leiblichen Aeltern. Und lang,

o glaubet mir, lang wird dort mein Aufenthalt nicht dauern. Drey Tage reisen, das weiß ich, und ich bin im spanischen Lager; laßt mich auch höchstens acht Tage dort nöthig haben, so sind wir doch in vierzehn Tagen wieder hier. Und diese vierzehn Tage werden schneller vergehen, als wenn wir noch vierzehn Monathe und länger in der tödtlichen Ungewißheit bleiben sollten, worin wir zeither lebten.

„Aber du bist des Wegs unkundig," erinnerte der Vater.

„Mit Fragen kommt man eben so gut durch die Welt, als mit Landcharten."

„Du kennst die Sprache und Sitten der Spanier nicht."

„Die Spanier werden Dollmetscher haben, und in ihre Sitten will ich mich schon finden lernen. Die Liebe zu meinem Adolph wird mich Alles, Alles lehren."

Vater Hermann brachte noch manche Bedenklichkeit vor. Jede wußte Theodora zu schwächen. Mit Thränen fiel sie um seinen Hals, „Um Gotteswillen, Vater, kältet diesen meinen Entschluß nicht durch euere Einwendung ab, oder ihr habt meine Ruhe auf euerm Gewissen."

Theodora ging zu ihrer Schwester und ihren Aeltern. Auch von diesen wurden ihr manche triftige Einwendungen gemacht; aber Theodora war nicht von ihrem Entschluß abzubringen. Rosa willigte gern ein; denn auch sie liebte die alten Hermanns aufs zärtlichste. Ueber Alles wurde nun auf beyden Seiten Rücksprache genommen, und Theodora hatte auch die geringste Kleinigkeit nicht vergessen.

Mit einem leichten Sinn und dem frohesten Muth verfertigte sie nun ihre Reisekleider; jedes Stück wurde anversucht; jedes vor dem Spiegel genau geprüft, damit nicht irgend ein kleiner Fehler ihr ganzes Geheimniß verrathe. Unter mancherley Scherz stellte sie sich Vater und Mutter im völligen Anzuge vor, und verlangte ihr Urtheil.

„Was, liebe Tochter, deinen Anzug anbetrifft, so wäre nun wohl nichts dagegen einzuwenden; er macht deiner Empfindung, wie deiner Arbeit alle mögliche Ehre! Aber wird auch dein übriges Benehmen dem des Mannes ähnlich seyn, und nicht bisweilen die Weiblichkeit verrathen?“

„Väterchen, da wollen wir schon Sorge tragen. Wir werden nicht etwa finster, trübe, in sich gesenkt, wie das böse Gewissen, daher schleichen. Nein, offen will ich seyn, einen jungen raschen Springinsfeld will ich machen, und wo ich das Auge zu forschend finde, werde ich mich mit guter Art entfernen. Wenn ich vor einem vornehmen Herrn stehe, so mache ichs so, und wo ich einkehre, werde ich mich so ankündigen." — In allen diesen Verhältnissen mit ihren verschiedenen Gästen, die sie theils mit recht viel Anstande, theils mit sehr glücklicher Laune ausführte, zeigte sie sich. Die Mutter ließ sehr traurig beyde Hände in den Schoos sinken, und blickte sehr besorglich und mit Thränen ihre Tochter an. Der Vater hob den warnenden Zeigefinger in die Höhe, und sprach: „Meine Tochter, nur es nicht zu grün abgebrochen!"

„Aeltern seyd unbesorgt," beruhigte sie Theodora, indem sie an die Thüre ging, den Griff derselben in die Hand nahm, die Thüre bereits schon öffnete. „Und seht, wenn es unter uns zum Abschied kommen wird, dann werde ich meinen Hut so schwenken, mein Lebewohl euch sagen, und aus eu-

ren Augen verschwunden seyn, ehe ihr es meinet — "

Im Augenblick war sie zur Thüre hinaus, kam nicht wieder, und betreten sahen sich die guten alten beyden Leute an, die an ihrem Lieblinge nun fast irre wurden, und nicht wußten, was sie denken sollten.

Vater Hermann sah auf einem Nebentische einen Brief liegen. Er nahm ihn; die Aufschrift war: An meine lieben Aeltern; die Schriftzüge waren von Theodorens Hand.

„Mutter, was ist das schon wieder für ein neuer Auftritt?" fragte er halb mit Unwillen.

„O sieh doch, was sie schreibt," bath Mutter Hermann. Er las: „Meine innigst verehrte, meine herzlichst geliebtesten Aeltern! Zürnt nicht auf mich, und laßt euch meinen Abschied nicht befremden. Ach, er kostete meinem Herzen viel, sehr viel! Unter meinem Scherz war manche stille Thräne verborgen. Ich werde euch als ein Räthsel vorkommen; aber Gott ist mein Zeuge, meine anscheinliche Lustigkeit war kein Leichtsinn. Was ihr sahet, und worein ihr euch nach meinem vorigen, wahren Charakter zu

urtheilen, nicht leichtlich finden konntet, that ich einzig, um keinem von uns das Herz schwer zu machen. Genau hab ich Alles überlegt; mit Vorsicht habe ich diesen Schritt gewagt, mit Vorsicht werde ich mein Unternehmen ausführen. Gelingt es mir nicht, nun denn so muß ich mich in meines Gottes Willen fügen. Meinem Vater habe ich die kleinen Bedürfnisse, die ich zu meiner Reise nöthig habe, übergeben; er erwartet mich mit denselben zwey Meilen von hier, damit nichts verrathen werde, und Alles unter uns bleibe. Von Tage zu Tage schreibe ich Euch, wo ich mich befinde, und wie mirs geht. Bin ich aber im feindlichen Lager angekommen, so zaget nicht, wenn meine Nachrichten seltner werden; dort möchte es nicht so leicht geschehen können, ohne mich in Gefahr zu setzen, und alles wieder zu verderben, was ich etwa gut gemacht hätte. Und nun befehle ich Euch dem Gott, der auch Euer Schutz seyn wird. Bis an den letzten Hauch meines Lebens

Eure

treue Tochter
Theodora.

„O du gute Seele, wie besorgt warst du in dem Augenblick, als wir dich fast leichtsinnig schelten wollten!" rief Vater Hermann tief bewegt, und Mutter Hermann hatte ihn, den Brief ihr noch Ein Mahl vor-

Theodora hielt streng Wort. Tag für Tag ertheilte sie Nachrichten von sich. Jeden Tag war es ihr gut gegangen, und wie sie sich ausdrückte, ihre Füße waren zu Flügeln geworden. Nirgends waren ihr Bedenklichkeiten aufgestoßen; nirgends hatten sich ihr Hindernisse entgegen gestellt. Endlich blieben ihre Briefe aus. Ein Beweis, daß sie glücklich im feindlichen Lager angelangt sey.

Wirklich war ihr dieses auch gelungen. Als sie aber tiefer in dasselbe gekommen, so zog sie die Aufmerksamkeit immer mehr und mehr auf sich hin, und man beobachtete sie schärfer. Einem jungen Officier war die ungewöhnlich schöne schlanke Gestalt, die feinen Gesichtszüge, das zarte Benehmen des jungen Mannes aufgefallen, und wenn er auch kein Mädchen in demselben ahnete, so hielt er ihn doch für einen Sprößling irgend eines vornehmen niederländischen Hauses,

und folglich für einen Spion des Feldmarschalls der vereinigten Staaten, Prinzen Moritz von Nassau. Er bemächtigte sich Theodorens; sie wurde vor dem Gene- [illegible] standhaft, und blieb auf der Rede fest beharren, sie sey gekommen, ihre Anverwandten zu besuchen, und nennte diese.

„Dreistigkeit hat der junge Mensch gerade genug, so bartlos auch sein Kinn noch ist," äusserte der alte General, der ein ziemlich rauher Mann war, aber mit seinem barschen Wesen Theodoren doch nicht schreckte. „Junger Mensch, wer, wie du, einen so unternehmenden Geist hat, sollte wohl auch wissen, daß ein feindliches Lager unmöglich ein Gesellschaftsplatz für jeden Neugierigen seyn könne. Hättest du einen andern Weg genommen, so würde man dich haben friedlich ziehen lassen.

Theodora schwankte, ob es jetzt nicht Zeit sey, dem Generale alles genauer zu zergliedern, und ihm die von dem Spanier ihrem Adolph geschenkte Börse zu zeigen. Aber diesem Generale hatte doch die rächende Natur in jedem Zuge die Linie zu hart eingedrückt, die sein ganzes Innere

verrieth. Und sie entschied, daß es noch vor der Hand zu gewagt sey, ihm das Geheimniß anzuvertrauen. Sie schwieg also. Der General entschied, daß Theodora dem Hauptmann übergeben und bis auf weitern Bescheid, streng und genau bewacht, und in ein sicheres Gefängniß gebracht werden solle.

Theodora ward zum Generalprofoß gebracht. Bis aufs Hemd ausgekleidet, wurden alle ihre Kleider auf das strengste, auf das genaueste durchsucht. Man fand die Börse.

„Ah," rief der Officier, der sie hatte begleiten müssen, „Menschen aus deinem vorgeblichen Stande können keine so wohl gespickten Börsen bey sich tragen, wenn sie ihre Anverwandten besuchen. Ein neuer, sehr gegründeter Verdacht mehr! Her die Börse! sie ist mein."

„Um Verzeihung, Herr Lieutenant, auch ich habe meinen Theil daran," äußerte der Profoß.

„Zu seiner Zeit," versetzte der Officier, wenn der General darüber entschieden haben wird. Nehm er sich in Acht, daß man ihn nicht über seine unbescheidene Forderung aufs Korn nimmt."

Theodora war äußerst betreten. Auf diese Börse hatte sie ihr einziges Vertrauen gestützt. Schnell faßte sie sich, um sich nicht zu verrathen; war aber froh, daß sie sich auf diesen Fall schon vorbereitet und noch ein kleines Sümmchen zu verbergen gewußt hatte, was man bey der Untersuchung unmöglich hatte finden können, und was ihr jetzt um so lieber seyn mußte, da der Profoß, welchen sie augenblicklich für einen eigennützigen Mann erkannte, und der Lieutenant hinter einander gekommen waren, weil Jeder aus Eigennutz das Ganze ziehen, und keiner mit dem andern theilen wollte.

Als der Officier seine Habsucht befriedigt sah, befahl er dem Profoß, auf den Gefangenen zwar ein genaues Augenmerk zu richten, übrigens ihn aber mit Auszeichnung und Anstand zu behandeln.

Unwillig murmelte der Profoß seine verdrüßlichen Aeußerungen über diese Verwarnung in sich hinein: „Er hat gut reden, er hat sich wieder einmahl abgefüttert. Auf unser Einen wird nie Rücksicht genommen. Die Herren schöpfen die Brühe ab, uns überläßt man das Wasser, und man hat von Glück zu sagen, wenn sie sich nur nicht hin-

terdrein noch besinnen, und verlangen, daß man ihnen auch diese Paar Tröpfchen Wasser — als Brühe zurück geben soll."

Theodoren war diese Rede nicht entgangen, und sie erkannte ihren Mann.

Sie sprach mit ihm so offen, so vertraut und beruhigte ihn, daß sie um so mehr erkenntlich seyn wollte, als der Officier ihn verurtheilt habe.

„Lieber Junge," äußerte der Profoß schmutzelnd: „wie ich höre, hast du noch Einsehen und Verstand. Ich hoffe, wir wollen gute Freunde werden. Wo ich dir dienen, wo ich dir dein Gefängniß erleichtern kann, will ichs gern thun. Deine Miene verräth, daß ich mich nicht getäuscht haben werde."

Theodora, voll Vertrauen, freuete sich, in ihrer Einsamkeit doch wenigstens einen Menschen gefunden zu haben, mit welchem ein Wort zu sprechen sey. — Das aber war ihr doch nicht licht genug geworden, daß diese Menschenart dem erhitzten Erdboden im Sommer bey großer Dürre ähnlich sey, auf welchem einzelne Regentropfen sogleich versinken, und selbst der Platzregen nicht hafte.

Theodora war nun die erste Hälfte des Tages allein, denn man hatte anbefohlen, daß sie, weil man einen vornehmen Spion in ihr abgemerkt haben wollte, ohne alle Gesellschaft in einem eigenen Behältniß aufbewahrt werden sollte. „Anders, weit anders ist es gekommen, als du dir vorbildetest," — dachte sie über ihr Schicksal nach. „Doch man muß dem Schicksal den Kampf anbiethen, sich voll und kräftig zu sich selbst erheben, und man siegt, wenn man aushält. Noch mehr! Man muß streben, die Zeit wahrzunehmen, und jeden günstigen Augenblick benutzen, so wird man sich einen Schatz sammeln, der zu allen Dingen gut und nützlich seyn wird. Scheint es auch, als seyst du entfernter von deinem Adolph als je, so wirst du ihm doch näher seyn, als du glaubst." Und dergleichen Beruhigungen thaten ihrem Herzen unendlich wohl.

Der Profoß besuchte sie erst nach sechs Stunden wieder, und brachte ihr ein erzkärgliches Mittagsmahl, — trocknes Brot und frisches Wasser. Theodora lächelte ihm freundlich entgegen: „Guter Freund," sagte sie zu ihm: „ob ich gleich zu einer andern

Zeit dieses keineswegs verschmähen würde, so bin ich doch heute zu erschöpft, als daß ich mich nicht nach einer andern, wenn auch nicht vornehmen Speise sehnen sollte; ich bin zu entkräftet, um nicht einige Erhohlung zu wünschen. Kann ich nicht für Geld und gute Worte etwas Besseres bekommen?"

„Dacht' ichs doch gleich, daß dem zarten Männchen diese Kost gar wenig behagen werde," erwiederte der Profoß. „Je nun, es ist geradezu nicht verbothen worden, etwas Besseres reichen zu dürfen, wenn man es bezahlen kann."

Und Theodora drückte ihm einen blanken holländischen Ducaten in die Hand. Der Profoß schmutzelte und sprach: „Geduldet euch nur eine kleine Zeit, und ihr sollet besser versorgt seyn. Ich will von dem Marketender der Officiere ein Paar Schüsseln für mich hohlen lassen, und thun, als wenn ich mich krank befände, damit es nicht auffällt. Eigentlich soll ich bloß gemeine und im äußersten Nothfalle den Gefangenen von meinem Tische die Kost reichen. Darum müßt ihr heute vorlieb nehmen. Morgen will ich mich schon besser auf euch einrichten."

Theodora war sehr vergnügt, daß sich dieser Mann so leicht bequemte; es eröffneten sich ihr dadurch Aussichten, daß sie nun leicht von ihrem Adolph Nachrichten einziehen, und dadurch eher zu ihrem Zweck gelangen werde. Zwar wurde sie sehr betrübt, als ihr wieder beyfiel, daß sie nun des Mittels beraubt sey, worauf sie ihre größte Hoffnung gesetzt hatte; jedoch verzagte sie deßwegen immer noch nicht. Der Generalprofoß ließ Theodoren zwey Gerüchte auftragen, die nur Hausmannskost, aber recht gut zubereitet waren. Lieber als diese, war ihr aber doch das nun auf einmahl freundlicher gewordene Gesicht des Mannes, von dem sie so mancher Gefälligkeit entgegen sah. — Gegen Abend kam er wieder, und erkundigte sich nicht ohne Theilnahme, wie sie sich befinde? wie ihr es gehe? „Herr Profoß," erwiederte sie, „wenn man Eurer Aufsicht anvertraut ist, da wird unser Einem so Manches leichter, was man sonst weit schwerer ertragen würde. Das fühl ich innig genug, und werde dankbar dafür seyn. Ueberleget selbst, so allein, so einsam da zu sitzen! Glaubet nur, daß einem die Zeit außerordentlich lang werden muß. Wär'

ich ein Greis, da wär' es etwas anders, man bereitet sich ruhig zum Tode vor, weil man weiß, das Bischen Leben neigt sich zum Ende, so wie der den letzten Tropfen aus dem Becher schlürft, dem es wohl geschmeckt, und der nichts weiter zu trinken hat; aber unser einem kommt es doch etwas zu viel vor, wenn man den bis an den Rand angefüllten Becher mit Einem Mahle ausschlürfen soll, wie jener seine wenig übrig gebliebenen Tropfen. Ich bin noch jung: die Jugend ist selten gern allein, hat aber immer gern Jemanden um sich. Euer Tagewerk wird vermuthlich vollbracht seyn. Bleibet bey mir und vertreibt mir die Zeit. Wie gesagt, es soll Euer Schade nicht seyn. Denn hat man mir auch meine Börse genommen, so müßte man doch ein schlechter Wirth seyn, wenn man nicht schon im Sommer auf den Winter Rücksicht genommen hätte.

„Junges Blut hat viel Muth," äußerte der Profoß mit einem gewissen wehmüthigen Tone, vermuthlich um sich wichtig zu machen, und morgen einen zweyten, und so mehrere Ducaten in der Folgezeit ihr abzulocken. „Zwar habe ich heute noch

vollauf zu thun; aber Einer hat seine Leute, und so will ich wohl ein Stündchen bey dir bleiben, lieber junger Mann."

Und Theodora hatte ihre herzlichste Freude darüber, denn sie glaubte, sich nun bestimmter um ihren Adolph erkundigen zu können. „Ihr spracht, lieber Profoß, daß Ihr so viel zu thun hättet, also müßt Ihr wohl recht viel Gefangene haben?" fragte Theodora.

„Das kannst du dir leicht vorstellen, junges Blut," erwiederte der Profoß: „alle Tage werden ihrer eingebracht, und du wirst wissen, daß das Jahr viel Tage hat. Doch dich armen Schelm drücken die Ketten, die dir mein Schließer, wie ich sehe, fast doch ein wenig zu hart angelegt hat. Komm her! So lange ich bey dir bin, sollst du eine Erleichterung haben." Er nahm ihr die Ketten ab, und sie drückte ihm abermahls einen holländischen Ducaten in die Hand. „Freundchen, du mußt erstaunlich viel Zutrauen zu mir, oder erschrecklich viel Ducaten haben. Du darfst nicht glauben, daß ich dir dieses lästige Geschmeide für immer abnehmen kann; so lange ich bey dir verweile, mags wohl angehen.

Scheiden wir aber, dann mußt du dich schon fügen."

Theodora zog einen tiefen Seufzer aus ihrer Brust: „Freylich!" erwiederte sie, „aber auch nur ein Stündchen ist schon eine grosse Erleichterung." Dieser Seufzer sollte jedoch, nach Theodorens Kenntniß des menschlichen Herzens, im ersten Augenblick nur so viel bewirken, diesen Menschen näher an sich zu ziehen, um länger bey ihr zu verweilen.

„Es gibt wohl Gefangene aus aller Herren Länder in eurem Lager?"

„Ich weiß nicht, was für Gefangene du meinest. Es gibt Staatsgefangene, Spione, Kriegsgefangene."

„Von letztern müßt ihr jüngst eine gute Ernte gehabt haben."

„Wie es trifft. Der letzte Fang, eine Menge holländischer Schiffsleute, war zwar nicht so bedeutend an der Anzahl, wie das etwa der Fall nach einer Schlacht ist, aber darum doch nicht weniger gewichtig. Hoffentlich haben wir mit Einem Mahle das Völkchen gefangen, das zeither unsere Fahrzeuge mit den Bewaffneten fast eben so leicht wie ihre Häringe auffischte, und uns gewöhnlich viel Schaden that. Sieben von

diesen würden heute eine schlechte Nacht haben, wenn sie so gut, wie ich, wüßten, daß ihnen morgen die Sonne zum letzten Mahl aufgehen wird. Die übrigen sollen ebenfalls in einigen Wochen in Ketten und Banden nach Spanien gebracht werden, wenn sie in den Niederlanden nicht Dienste nehmen wollen."

Theodora erblaßte über die Nachricht. Sie faßte sich, um sich nicht zu verrathen, und fragte: „Guter, gefälliger Mann, habt Ihr nicht eine Liste von diesen Gefangenen?"

„Freundchen, du nimmst mich durch deine Frage in einen gar sonderbaren Anspruch; was kann dirs nützen, ob du Nahmen derer weißt, denen morgen die Kugel durchs Herz fliegen soll, oder nicht? und was kann dirs helfen, welche von ihnen von hier weggeführt werden sollen?"

„Bin ich nicht ein Holländer? sind sie nicht meine Landsleute, wie du vorhin erwähntest? Und an den Schicksalen seiner Landsleute nimmt doch Jeder gern Theil. Guter alter Herr, ich bitte Euch, leset mir diese Nahmen Alle vor! Seht, ich will, ich kann erkenntlich seyn." (indem sie ihm zwey Goldstücke zeigt.)

„Hm, du setzest mich da in eine starke Versuchung! Wenn es meine Pflicht wäre, so würde ich dir gern dienen, aber —"

„Ich setze noch ein drittes Doppelstück —"

„Fürwahr ein schönes Geboth! Doch du sollst sehen, daß ich eben nicht der hartherzigste Mensch bin. Vorher mußt du aber rein mit der Sprache heraus, warum dir so viel an diesen Nahmen liegt. Du kannst mirs nicht verdenken, daß ich möglichst vorsichtig bin, denn nimm mirs nicht übel, du hast den Verdacht gegen dich, wenigstens so eine Art von Spion zu seyn."

„Ich rechne auf Gottes Schutz, der meine Unschuld an den Tag bringen wird. Damit ich aber eurer Forderung Genüge leiste, so wißt, daß ich einen Bruder habe, der, wie wir glauben, in eure Gefangenschaft gerathen seyn muß, weil wir über zwey Monathe ohne Nachricht von ihm blieben, da er uns doch von der Armee wenigstens alle vierzehn Tage schrieb."

„Also holländischer Soldat?" —

„Ja."

„Nun denn! — Sein Nahme?" —

„Adolph Hermann."

„Und du, — Theodor Hermann, wie du ebenfalls hier aufgezeichnet stehest. So wollen wir denn nachsehen! (Er liest leise) Ah, da steht er! Nun unter denen, welchen morgen der Prozeß gemacht wird, steht er nicht, das kann ich dir zum Trost sagen. Aber nach Spanien oder den Niederlanden wird er wohl wandern müssen!"

„Vater, wär es nicht möglich, daß ich ihn loskaufen könnte?"

„Schwerlich! Doch weiß man der Menschen Sinn nicht; er läßt sich bisweilen lenken, ehe mans vermuthet."

„Könntet ihr mir behülflich seyn, könntet ihr ein Wort für mich sprechen, ich wollte sehr erkenntlich seyn."

„Wie viel hast du denn Geld bey dir?"

„Jetzt freylich nur noch dreyßig bis vierzig Ducaten ungefähr."

„Die du sehr gut verborgen haben mußt; denn sonst hättest du sie nicht mehr."

„Ja, wenn ihr unser Wohlthäter seyn, und behülflich seyn wolltet, ich wollte euch eine Verschreibung geben, und nachzahlen, was jetzt nicht zureichte, denn ich und mein Bruder gehören eben nicht zu den ärmsten Leuten, wenn wir auch nicht steinreich sind.

Meine ganze Baarschaft geb' ich euch, wenn ich mit meinem Bruder nur eine einzige Stunde sprechen könnte."

„Du bittest doch wahrlich zu beweglich, Wenigstens will ich dir so viel versprechen, daß du den Bruder sprechen sollst, eh' er abgeführt wird."

Der schönste Strahl der Hoffnung und mit ihm gleichsam ein neues Leben ging durch diese Zusage in Theodoras Herzen auf. Sie reichte dem Profoß die versprochenen drey Goldstücke. Aber leider ihre Gutmüthigkeit beförderte ihr Verderben. Der Profoß, einer der verworfensten Menschen, eilte zu den spanischen General, machte Theodoren nur noch verdächtiger und zeigte als einen der gefährlichsten Spione an, der schlechterdings das Leben verwirkt habe. Er log eine Menge Dinge her, die gar keinen Zweifel hinterließen, Theodore müsse ein Spion von dem feindlichen Heerführer, des Prinzen Moritz von Nassau, seyn. Gewinnsucht hatte den schrecklichen Mann zu einem solchen Bubenstück verleitet, weil ihm Theodora sehr unvorsichtig ihr kleines Vermögen verrathen hatte, das

dann ihm ohne Gefahr zugehörte, wenn er den Delinquenten auf den Richtplatz führte. Und diese Schandthat führte er in demselben Augenblick aus, als Theodora auf ihren Knien im Kerker lag und zu Gott flehete, daß er ihr ihren Adolph wieder geben, und ihre geheimen Thränen auf immer trocknen möchte.

Der Profoß besuchte sie wieder und täuschte sie mit Hoffnungen so stark, daß sie solche schon beynahe für die Erfüllung selbst ansehen konnte. Sie wollte ihm wieder einige Goldstücke reichen. Er verweigerte sie aber mit einer Art, die nahe an Großmuth gränzte. Schrecklicher wurde selten ein Mensch hintergangen, als Theodora in diesem Augenblick.

Schon nach einigen Stunden erschien ein Officier und las ihr das unterschriebene Todesurtheil vor. Theodora erbebte und sank bewußtlos zu Boden.

Kalt verließ sie der Officier und empfahl dem Profoß die Unglückliche zur sorgfältigsten Aufsicht und Wahrnehmung.

War es ein Traum, oder ist es furchtbare Wahrheit?" fragte Theodora, als sie ohne Beyhülfe zu sich selbst zurückkam

und in ihrer Oede sich allein auf ihrem harten Lager befand. „Ich des Todes schuldig, die ich so unschuldig bin? Was verbrach ich? Kann Liebe, die reinste feurigste Liebe ein Verbrechen seyn?" Und als sie so wehklagte, trat Pater Bernard, ein Jesuit, zu ihr herein, sie zum Tode vorzubereiten.

Mit vieler Theilnahme sprach er sie an, und machte sie mit dem Zweck seiner Sendung bekannt. „Ehrwürdiger Herr," erwiederte sie, „wär' ich mir eines Verbrechens bewußt, so würde ich mich in mein trauriges Schicksal finden lernen; aber, bey dem allwissenden Gott! ich bin unschuldig, auch weiß ich zur Stunde noch nicht, wodurch ich den Tod verwirkt haben soll. Könnte ich mich nicht auf meine innere Ueberzeugung verlassen, daß Gott gerecht sey und die Unschuld nicht gleich Verbrechern hinrichten lassen könne, so würde ich verzweifeln; aber noch bleibt mein Herz standhaft."

„Ich müßte mich sehr irren, wenn ich Euch in die Reihe jener Böswichter stellen wollte, die ohne Gewissen und daher mit der kecken Dreistigkeit sich auf ihre Unschuld berufen, während ihre Verbrechen hell und klar erwiesen da stehen. (Freundlich Theo-

doren bey der Hand ergreifend) Junger Mann, wisse, daß du mich zwar, Gott aber nicht täuschen kannst, und daß, wenn du seinen Nahmen mißbrauchst, desto schwerer deine Todesstunde, die so nahe dir beschieden ist, auf deinem Herzen liegen wird.

Man hatte dich in Verdacht, daß du einer jener gefährlichen Auskundschafter des Prinzen Moritz von Nassau seyn solltest; der Profoß hat dem Feldmarschall von Longueval noch mehrere Beweise dargebracht, die, trotz deines Läugnens, große Schuld auf dich fallen lassen und den Verdacht gegen dich noch mehr verstärkt haben."

„Wie, das that der Profoß?" O, das muß ein böser, sehr böser Mensch seyn!"

„Gabst du nicht bey deinem ersten Verhöre vor, daß du ein junger Handwerksmann seyst, und indem du von deinem eigentlichen Wege abgekommen, dich in das feindliche Lager verirrt hättest? Junge Handwerksleute haben aber selten so viel Geld, als in deiner Börse enthalten gewesen seyn soll. Und nebst dieser Börse, die dir abgenommen wurde, besaßest du noch ein, obgleich nicht sehr bedeutendes Capi-

tal, das du so gut verwahrt hieltest, daß es sogar von dem Profoße bey deiner Durchsuchung nicht hat entdeckt werden können. Solche Gewandtheit findet man gewöhnlich bey jungen Männern von deinen Jahren, die viel Geist, aber nicht immer die beßten Gesinnungen hegen; überdieß muß man aus deiner Sicherheit, wie du dich benahmst, voraussetzen; daß du nicht das erste Mahl in Verlegenheit bist."

„Mag auch ein solcher Schein wider mich seyn! Schein ist noch lange nicht Wahrheit. O glaubt ja nicht, daß ich um den Verlust meines Lebens bange seyn könne. Stürb' ich mit meinem Adolph, oder auch nur für ihn; lächelnd wollte ich dem Tod ins Auge sehen."

„Adolph? — Adolph? — Nenntest du den Nahmen Moritz Prinz von Nassau, so sollte mirs erklärlich seyn, ob ich gleich die lange Erfahrung für mich habe, daß selten ein Spion für den, welcher ihn gedungen hat, sein Leben läßt."

„Hätte ich mich dem Prinzen Moritz von Nassau zu einem solchen Dienste verdungen, so wär es meine Schuldigkeit, Alles für ihn zu wagen. Aber, wenn wir auch den

Prinzen als einem wackern General anerkennen, so ist das die Folge doch nicht, daß ich mich zu einem Spion hingebe. Gehört es dazu, mein Vaterland auf dem rechten Wege zu vertheidigen, so ergreife ich mit Muth das Schwert, und denke weder an den Tod, noch daß ich ein Krüppel werden kann. Es kränkt mich tief, nicht weil ich in der Spanier Gewalt bin, sondern weil ich den Feldmarschall Carl von Longueval für einen edeln Mann hielt, da wir Holländer insgesammt seine Tugenden ehren, und bedauern, daß er unser Feind ist, weil er es um Philipps, des Königs von Spanien willen seyn muß, den wir, rein herausgesagt, für keinen Fürsten, sondern für einen Tyrannen halten, wie es seine Thaten an den Tag legen. Handelte Philipp edel, wie Longueval, die vereinigten Staaten hätten ihn geliebt, keine Trennung würde möglich gewesen seyn."

„Junger Mensch, du greifst mich hart, sehr hart an. Fast könntest du mich täuschen, wenn ich vergessen dürfte, Philipp sey unser Herr. Doch schlau seyd ihr Menschen, und es gehört zu euerm Handwerk, die Gutmüthigkeit zu täuschen, um von ihr

eure Vortheile zu ziehen. So sehr ich, junger Mann, dein Genie achte, so fühle ich doch eine Regung in meinem Innern, dir nicht unbedingt mein Vertrauen zu schenken, und deinen Worten Glauben beyzumessen. Uebrigens kommt mir es nicht zu, eine Untersuchung anzustellen; dieß ist des weltlichen Gerichts Sache. Ich bin gesendet, dich zum Tode vorzubereiten, den du verwirkt haben mußt."

„Vor Gottes Angesicht gewiß nicht. Ehrwürdiger Herr! verdammet nicht und helft nicht mit verdammen, damit meine Seele nicht dereinst von der eurigen gefordert werde. Als ein Auskundschafter angesehen, soll ich die Strafe eines solchen erdulden? O, wenn ich mich Euch näher erklären dürfte! Ihr müßtet weder Herz, noch Augen haben, wolltet ihr mich nicht lossprechen, oder ihr müßtet ganz blutdürstig seyn."

„Warum zögerst du, deine Unschuld in Beweisen darzuthun, statt daß du eine Menge Worte machst, die nicht überzeugen, höchstens nur den Forscher ungewiß stellen?"

„Ehrwürdiger Herr, ihr leget mir es zu nahe, als daß ich länger schweigen dürfte. Ach, nicht jene verwerfliche Absichten solcher Menschen, die ihr für Spione erklärt, führten mich in das feindliche Lager. Eine edlere Empfindung brachte mich zu diesem Entschluß. Ich bin nicht das, wofür ihr mich haltet. Ich verläugnete mein Geschlecht; bin ein Weib und die Gattinn eines der edelsten Männern, den das unverdiente Unglück traf; in die feindliche Gefangenschaft zu gerathen. Adolph Hermann, ein junger holländischer Lothse, ist mein Mann."

Pater Bernard war äußerst überrascht, als Theodora ihr Kleid geöffnet hatte und er den schönen weiblichen Busen sah. „Wie," fragte er sehr betroffen, „also kein Kriegsmann? Viele der holländischen Schiffsleute haben den Spaniern großen Schaden gethan."

„Was ich nicht in Gegenrede stellen mag, da ich zu wenig unterrichtet bin. Ach, ich kam nur, ihn, ohne den mir das Leben schwerer als der Tod seyn würde, mit unserm kleinen Vermögen aus der Gefan-

genschaft zu befreyen. Doch hört meine Geschichte, ehrwürdiger Herr, und entscheidet. Euch darf ich mich vertrauen, da aus euerm ganzen Betragen gegen mich ein gefühlvolles Herz hervorspricht."

Und Theodora erzählte ihm Alles mit einer Wärme, die selbst dem härtesten Mißtrauen die Ueberzeugung einflößen mußte, daß hier einzig nur die Wahrheit spreche und nicht die geringste Falschheit im Spiel sey. Schöner und kräftiger vertheidigte kaum je ein Weib ihren Gatten. Dem gutmüthigen Pater trat eine Thräne in die Augen.

„Und sollte die Grausamkeit das von ihr ausgesprochene harte Urtheil auch nicht zurücknehmen wollen, so sucht doch, ehrwürdiger Herr, die Felsenherzen zu erweichen, damit mir erlaubt werde, ehe mein Blut fließen soll, wenigstens noch meinen Adolph auf einige Augenblicke sprechen zu dürfen."

„Ein wackerer Herr ist Carl von Longueval; aber selten nimmt er sein einmahl gegebenes Wort zurück. Es ist freylich traurig, daß in Kriegszeiten der bereits gewährte Verdacht oft mehr als alle Beweise der

Wahrheit gilt. Indeß will ich für dich sprechen, so viel mir erlaubt ist, da ich überzeugt bin, meine Worte vermögen etwas über sein Herz. Kann ich auch dein Leben nicht retten, so sollst du doch vor deiner Hinrichtung noch deinen Gatten sprechen."

Pater Bernard tröstete die gute Theodora und sie setzte ein festes Vertrauen auf sein Versprechen, so schändlich auch das ihrige der Profoß kurz zuvor, ihr Verderben zu vollenden, gemißbraucht hatte.

Kaum war eine Stunde verflossen, so kehrte der Pater schon zurück. „Gutes Weib," sprach er sanft zu ihr: „laß uns dem Himmel danken, daß ich wenigstens so viel bewirkte, dir die letzte Bitte deines Lebens erfüllen zu können. Du sollst deinen Mann, jedoch nicht anders, als in meinem Beyseyn sprechen. Ich habe mich für dich verantwortlich machen müssen. Du würdest dir deinen Tod nur um so mehr erschweren, wenn du Falschheit gegen meine Güte in deinem Innern hegen wolltest."

Er ging, rufte den Profoß und zeigte jetzt erst demselben des Feldmarschalls eigenhändig unterschriebenen Befehl. Der

Profoß machte ein sehr verdrüßliches Gesicht, und wohl gar einige Einwendungen, die der Pater jedoch mit einer ernsten Würde widerlegte, so daß jener harte Mann es endlich doch für die höchste Zeit, sich zu fügen, hielt.

Der Profoß führte Theodoren, die er jetzt in noch stärkere Fesseln gelegt hatte, um sich doch auf einige Art an ihr zu rächen, in den Kerker, wo sich ihr Gatte befand. Pater Bernard folgte dicht hinter ihnen.

Es war schon Nacht; ein kleines Lämpchen erleuchtete in dem kleinen engen Behältniß kaum die Stelle, wo Adolph saß. Der Profoß, vorsichtig, schürte das fast verlöschende Flämmchen der Lampe auf.

„Adolph, mein Adolph!" stürzte sich Theodora ihm entgegen an seine Brust.

Adolph, so ganz unvorbereitet, schütterte bey dieser Ueberraschung erschrocken in sich zusammen. „Wie? du meine Theodora hier, ich so, dich in solchem Gewand und gleich mir elend, in meinem Arm zu sehen? Gott, welch ein unerklärlich Verhängniß bringt dich in solche Verfassung hierher?

Doch, sey ihm wie ihm sey. Ich darf, ich kann dich noch einmahl umarmen, eh ich sterbe! Großer Gott, nun will ich alles gern erdulden, was du mir auferlegt hast."

„Du — sterben? Adolph, auch du sterben?" (Mit einem Blick voll Verzweiflung auf den Profoß hindeutend) „Und dieser eigennützige Mensch dort konnte mich so schändlich hintergehen, und mich keck versichern, daß man dir nicht den Tod zuerkannt habe, sondern dich nur nach den Niederlanden führen werde, um dich dort zu dem spanischen Kriegsdienst zu zwingen? Doch, indem er mir vielleicht eine Wunde mehr schlagen wollte, heilte er mir die empfindlichste. (Indem sie ihren Gatten fast in ihre Arme schließt) O, mein Adolph, wie süß soll der Tod uns Beyden seyn. Wisse, ich sterbe mit dir! Kurz wird der Schmerz seyn, weil er uns nicht trennt. Verherrlichter steigt zu gleicher Zeit unser unsterblicher Geist dort empor, wo kein Unglück und keine Trennung mehr gilt, und jenseits wird ein gerechter Richter uns mit ewiger Wonne vergelten, was wir hier um

unserer Liebe, um unserer Tugend willen unschuldig erlitten."

„Wie, auch dir sprach man das Todesurtheil?" fragte Adolph erstarrend, „was konntest du Unschuldige begehen, das —"

„O frage nicht," — (fiel Theodora ihm ins Wort) „das haben die Unmächtigen nicht, das hat Gott gethan. Ein Leben ohne dich machte mir die Welt zu zwiefacher Qual. Oft flehete ich zum Himmel, daß er mein Leben mit dem Deinigen enden lassen wolle, und er hat mein Gebeth erhört. Wir haben fürder nichts mehr mit dem Irdischen zu thun, sein Glanz kann uns keinen trüben Augenblick mehr machen; wir sind von nun an einer höhern, geistigen Welt bestimmt."

„Aber unsere armen Aeltern! Leben die meinigen? leben die deinigen noch? Theodora, löse mir das Räthsel, damit mich keine Unruhe in der Todesstunde drücke."

Und noch ausführlicher, als kurz zuvor dem Pater, erzählte sie ihm ihre Geschichte von dem ersten Gedanken an, den sie gefaßt hatte, ihn durch die ihr geschenk-

te Börse des Spaniers zu retten, bis zu dem Augenblick ihres Wiedersehens.

Pater Bernard ward durch die Unbefangenheit und die Reinheit der Empfindungen dieser im seltnen Edelmuth mit einander wetteifernden guten Menschen auf das innigste gerührt. Der Profoß merkte dieß ihm ab und erinnerte, daß die Stunde vorüber sey, die der Feldmarschall für diese Zusammenkunft bestimmt habe.

„Gefühlloser Mann!" erwiederte der Pater: „wird Euch weh ums Herz über die böse That, weil ihr, wie ich voraussehe, um eurer Gewinnsucht willen, diese beyden unschuldigen Menschen in ein so gehäßiges Licht stelltet, daß man Beyden das Todesurtheil sprechen mußte? Auf meine Verantwortung, und ich hafte für Beyde! Ihr vergönnt ihnen so lange diesen Aufenthalt, bis ich vom Feldmarschall wieder zurückkehre, um ihnen wenigstens das zu bewirken, die kurze Zeit, die ihrem Leben das gesprochene Urtheil fristet, beysammen bleiben zu dürfen. Ihr verschließt Beyde fest. Gelegenheit zu entkommen, ist

hier nicht zu finden, wie ihr Euch selbst überzeugen werdet."

Der Profoß sträubte sich.

Unwillig befahl Pater Bernard mit schärferm Tone: Sie sollen ungetrennt bleiben! Meine Bürgschaft kann euch hinlänglich seyn, daß man euch keineswegs in Anspruch nehmen wird. Es ist Beruf meines Amtes und meiner Pflicht, und der König, wie seine Generale heiligen ihn."

Der Profoß verschloß den Kerker: die Schlüssel zu demselben nahm Pater Bernard mit sich.

Obgleich zu einer so ungewöhnlichen Stunde, so säumte Bernard doch nicht, den Feldmarschall zu sprechen. Glücklicher Weise fand er ihn noch auf. Er sprach offen und frey gegen denselben, schilderte ihm Adolphs und Theodoras unaussprechliche Liebe und ihre Treue sonder gleichen, betheuerte ihre Unschuld und nennete ungescheut das gesprochene Urtheil zu hart.

Carl von Longueval, dessen Herz auf dem Schlachtfelde härter geworden war, als es eigentlich die Natur gebildet hatte, schien unwillkührlich von einer mildern Empfin-

dung hingerissen, deren der Krieger sehr bald sich wieder schämte, und den Pater sogar ein wenig hart anließ, daß er sich in weltliche Dinge mische, Eben so unerschrocken, als fein wendete sich Bernard von jener Vorstellung zu der flehentlichsten Bitte. Und der Feldmarschall gab endlich doch so weit nach, daß er Adolphen sowohl, als Theodoren das Leben zwar schenkte, sie aber doch zum Schiffziehen auf ein Jahr verdammte.

Froh, vor der Hand doch so viel bewirkt zu haben, dankte er dem Feldmarschall und wußte ihn dahin zu vermögen, daß er ihm jetzt schon die schriftliche Versicherung darüber zustellte, und sobald er diese in den Händen hatte, eilte er zu Adolph und Theodoren zurück, verkündigte ihnen diese Begnadigung, und tröstete sie damit, daß, wenn sie auch auf eine kurze Zeit diese schwere Strafe, die ihnen jedoch ihre wechselseitige Liebe gar sehr erleichtern würde, erleiden müßten, er doch sorgen wolle, daß solche baldigst verkürzt werde. Adolph und Theodora sanken, voll des innigsten Danks, auf ihre Knie vor dem Pater nieder, netzten mit ihren Freudenthränen seine Hände, umklam-

merten mit ihren Armen seine Kniee, und vermochten in der Ueberfülle ihres Entzückens kaum einen Laut hervorzustammeln. Bernard hob sie auf: „Kinder, beruhiget euch, und seyd weise in eurer Freude, wie ihr über euch selbst erhaben in euerm Unglück waret. Ihr habt euch auf Gott verlassen, und er zeigt euch, daß seine Hülfe nahet und nicht mehr von euch fern seyn soll. Kränkt euch nicht, wenn ihr von der ersten Freude, euch vom Tode errettet zu sehen, zurückkommen werdet, und euch die zugesprochene mildere Strafe doch schimpflich und entehrend scheinen möchte; der wahre Seelenadel, wenn auch durch unverschuldete schwere Schicksale, durch die Verhältnisse der Zeit und Umstände bisweilen verkannt oder bedrückt, kann durch nichts entehrt werden. Eure Unschuld wird endlich doch, vollständig erwiesen, hell an den Tag gelangen, und desto schöner wird euer Sieg seyn. Traurig ist allerdings euer Loos noch, und schwer, sehr schwer das Schiffziehen. Damit ich euch aber doch nach meinen Kräften auch diese Leiden erleichtere, und ihr in den Stand gesetzt seyn möget, euch mitunter ein Gütliches zu thun, so nehmt

diese Wenigkeit zu einem kleinen Andenken, (er reichte ihnen ein Röllchen Geld) auf ihn wird der Seegen eures Freundes ruhen. Damit euch der hartherzige Profoß nicht bey der Entlassung aus seinem Gefängnisse ausplündern könne, denn er ist dafür bekannt, daß er oft sehr ungebührliche Rechnungen macht, so will ich auch diese Post abmachen. Noch mehr; da ich an dem Ort eurer künftigen Bestimmung einen herzlichen Freund, den Pater Franciscus habe, so will ich euch diesem beßtens empfehlen; auch er wird gewiß so Manches beytragen können, jenes Ungemach um ein gutes Theil zu verringern. Werdet ihr mir recht oft schreiben, wie es euch ergeht, so soll mich es sehr freuen. Mein Freund wird euch dazu behülflich seyn können. Ich werde trotz eurer Entfernung, auch hier noch für euch zu wirken, unermüdlich seyn."

Adolph und Theodora hatten in ihrem Leben die Wonne, glücklich zu seyn, nie höher empfunden, als in diesem Augenblick, wo ihnen das Schicksal den schweren Schleyer der ungewissen Zukunft nur ein wenig lüftete. Sie wollten aufs neue danken. Ver-

nard verweigerte dieses mit Standhaftigkeit. „Seyd meiner guten Absichten werth, dieß soll euer beßter Dank und für mich der höchste Genuß seyn." Er verließ sie.

Schon mit dem grauenden Morgen war er thätig, sich für Adolph und Theodora auf das Beßte zu verwenden. Es gelang ihm, daß Beyde noch an demselben Tage abgeführt wurden, weil er von dem Profoß befürchtete, daß er auf irgend einem Nebenwege zu dem Feldmarschall gelangen und diesem entgegengesetzte Gesinnungen beybringen lassen möchte, welche das gemilderte Urtheil wieder zurück nehmen könnten.

Wie neugeboren athmeten Beyde, als sie den Himmel wieder frey über sich sahen, und die frische Luft sie umwehete. Getrosten Muthes gingen sie ihrem Schicksal entgegen. Auch da noch, als sie noch an dem Orte anlangten, wo sie diese gemilderte Strafe zu erleiden hatten, welche kleine, verzagte Seelen für noch schlimmer, als den Tod erachten, und sie von fern schon bemerken konnten, wie die Schiffziehenden fast unter der Last erlagen —

auch da noch verließ sie ihre Standhaftigkeit nicht, Sie sanken einander in die Arme. „Ach, Theodora," seufzte Adolph: „wie gern wollte ich zwiefach diesen Lasten mich unterziehen, wenn ich dich nur davon befreyen, wenigstens sie dir erleichtern könnte."

„Um mich, mein Adolph, trage keine Sorge. Lächelnd will ich alles erdulden; denn ich bin an deiner Seite, in deiner Nähe. Bewies sich unsre Liebe stärker als der Tod, wie viel mehr wird sie uns hier beystehen. Unter unsern Hoffnungen wird die Zeit schnell verstreichen; wir werden darin frey seyn, und fühlen, daß wir dieses Kleinod noch lange nicht genug gethan haben."

Ihre beyderseitige Standhaftigkeit sprach sich ungeschwächt aus und blieb sich unverändert treu, ob gleich Beyden diese Arbeit viel härter ankam, als sie sich vorher vorgestellt hatten.

Schon am dritten Tage nach ihrer Ankunft erschien der Pater Franciscus am Ufer und fragte bey den Aufsehern nach Adolph und Theodora. Sie wurden ihm vorgestellt.

Seine Ansprache, sein ganzes Wesen zauberte ihnen in seiner Gestalt äußerst ähnlich den Pater Bernard vor, und Vertrauen erzeugte Gegenvertrauen. Er erkundigte sich nach Allem, nach ihrer Kost, nach dem Behältniß, das ihnen zur Wohnung angewiesen worden, nach der Gesellschaft, die sie umgebe, und drang in sie, ihm ihre Wünsche zu verrathen, mit dem Versprechen, manchem Ungemach abzuhelfen, das sie zu schwer bedrücke.

Eine bessere Kost erbathen sie sich nicht, so gering auch diese war; „daß sie aber von ihrem Adolph nicht getrennt, sondern seine unzertrennliche Gefährtinn bleiben möchte," war Theodoras Bitte, die sie mit einer Innigkeit that, die tief in Franciscus drang. Beyde versicherten, sich auf das engste behelfen zu wollen, wenn ihnen nur ein Plätzchen für sie allein eingeräumt werden möchte, da sie zeither zu zwey der ruchlosesten Menschen gesellt worden wären, die ihnen das Leben sehr schwer gemacht hätten.

„Heute noch sollen diese eure so genügsame Wünsche erfüllt werden," versprach Pater Franciscus, und verließ sie unter tröstenden

Ermunterungen, fest zu beharren in ihrer edlen Geduld und keine ihrer Hoffnungen sinken zu lassen. In der nächsten Stunde schon sahen Adolph und Theodora, daß seine Verheißungen nicht leer gewesen waren.

Einen Tag um den andern suchte er sie am Ufer auf, und die Achtung, die er gegen sie äußerte, erwarb ihnen zugleich die Achtung derer, denen dieselbe schwere Strafe zuerkannt worden war.

„Laß uns nun aber auch unserm edelmüthigen Wohlthäter, Pater Bernard, Wort halten, und ihm schreiben," erinnerte Adolph.

„Ach seit einigen Tagen gedachte ich schon daran," erwiederte Theodora, „aber mangelt uns nicht die Gelegenheit? würden wir nicht aufs neue Verdacht erregen, wenn wir unsere Aufseher um das Nöthige dazu ansprechen wollten? Und Adolph, welchen Kummer werden unsere guten Aeltern um uns haben?"

„Wollten wir ihnen schreiben, welch ein trauriges Loos uns gefallen ist, würden sie nicht dieser Nachricht noch mehr unter-

liegen, als wenn wir sie noch einige Zeit in einer tröstenden Ungewißheit lassen?"

„Aber können wir nicht den Mittelweg einschlagen und ihnen melden, daß wir zwar in Gefangenschaft gerathen wären, aber so gut gehalten würden, daß uns weiter keine Sorge, als die um unsere lieben Aeltern drücke? und daß alle Tage unsere Hoffnung verstärkt werde, bald wieder frey zu werden, und in ihre Arme zu eilen?"

„Wenn du meinst, gute Theodora, wohl; ich folge deinem Vorschlage."

Und vielleicht morgen können wir ihn schon ausführen; denn gewiß besucht uns morgen Pater Franciscus wieder. Er ist so gut, so gut! Gewiß er schlägt uns diese Bitte nicht ab."

Pater Franciscus erschien zu der erhofften Stunde, gleichsam als habe er sich diese Besuche zu einer unverletzlichen Pflicht gemacht. Adolph und Theodora öffneten ihm ihre Herzen.

„Gern, sehr gern, ihr guten Kinder will ich euch behülflich dazu seyn. Der morgende Tag war überdieß schon von mir zu einem Freudentag für euch bestimmt. Ich

habe euch erbethen; ihr sollet morgen, von früh an bis die Sonne wieder sinkt, in unserm Kloster unsere lieben Gäste seyn; bey dieser Gelegenheit könnet ihr mit aller Bequemlichkeit schreiben und ihr sollet ein Zimmer haben, wo ihr ungestört und allein euern guten Herzen Luft machen könnet."

Eine größere Freude konnte Beyden unmöglich zu Theil werden, als diese. Statt daß Verbrecher bey dieser peinlichen Strafe alles Ehrgefühl zu verlieren pflegen, hatte sich das ihrige nur noch höher erhoben und sie wußten diese Auszeichnung nach ihrem ganzen Umfang zu schätzen.

Früh, um die versprochene Stunde fand sich Pater Franciscus ein, sie abzuhohlen, und im Kloster sahen sie sich von Allen wohl aufgenommen.

Pater Franciscus benützte ihre Gegenwart auch dazu, daß er tiefer in ihre Geschichte drang, als ihm Pater Bernard hatte schreiben können. Tief gerührt von ihrer Erzählung wuchs seine Achtung gegen diese unglücklichen Opfer der edelsten Liebe.

Adolph und Theodora schrieben an ihren Wohlthäter und an ihre Aeltern zugleich und gaben diese Briefe dem Pater Franciscus zu lesen. Er war sehr zufrieden und rühmte ihre Klugheit. „Kinder," sprach er, „schließt nun euere Briefe; ich will sie an Pater Bernard schicken, dieser wird sie weiter befördern."

„Nein, wir lassen diese Briefe offen abgehen, da sie, ehrwürdiger Herr, durch eure Güte als unsern erhabenen Wohlthäter beygeschlossen werden. Er wird sie versiegeln, und wir sind ohne Sorgen deßwegen."

„Wacker, sehr wacker von euch," — erwiederte Pater Franciscus und schon am nächsten Tage sendete er die Briefe ab.

Franciscus verwendete sich aufs neue, und es gelang ihm, daß Adolph und Theodoren wöchentlich zwey volle Tage frey gegeben wurden, die sie bey dem achtzigjährigen Greise höchst vergnügt zubrachten.

Eine höchst unerwartete Freude machten Adolph und Theodoras Briefe dem guten Pater Bernard, durch die Innigkeit, dem reinen unbefangenen Sinn, die muthige

Heiterkeit bey der Ertragung ihres Schicksals, und ihr religiöses Vertrauen auf die Vorsehung, welche aus jedem Worte so wahr und einfach sprachen.

Pater Bernard beschloß, die erste beste glückliche Stunde bey dem Feldmarschall zu einer neuen Fürsprache für Adolph und Theodora zu benützen, und schnell genug überraschte ihn die Gelegenheit dazu. Schon nach einigen Tagen ward er zu demselben zur Mittagstafel geladen. Noch hatte er keine schickliche Gelegenheit gefunden, Adolphs und Theodoras Briefe abzusenden. Er nahm solche daher zum Feldmarschall mit, um sie ihm vorzulesen und selbst daraus urtheilen zu lassen, ob Beyde sich einer solchen harten Strafe schuldig gemacht hätten.

Der Feldmarschall war überaus froh gelaunt, und gestand Pater Bernarden, daß er lange Zeit nicht so vergnügt gewesen, wozu wohl hauptsächlich das beytrage, weil heute einer seiner tapfersten, brauchbarsten Officiere, den er fast verloren gegeben, aus der Gefangenschaft der Holländer zurück gekommen sey. Ich werde dann gegentheils das Gleiche den Holländern zu erwiedern su-

chen," setzte er hinzu, und Bernard nahm diesen Ausspruch sogleich zum Vortheil Adolphs und Theodoras auf. Er wußte seine Vorstellung so gut einzuleiten, daß der Feldmarschall wirklich Lust verrieth, die Briefe Beyder lesen zu wollen. Er überreichte sie ihm. Der Feldmarschall las und Pater Bernard bemerkte mit Vergnügen, daß sie ihn tief bewegten. Bernard flocht auf eine gute Art ein, daß Adolph einem spanischen Officier das Leben gerettet habe, und zog dabey die Börse mit in Erwähnung, die man Theodoren bey ihrer Gefangennehmung abgenommen hatte.

„Ehrwürdiger Herr Pater, ihr bemerktet, daß diese Börse mit dem Nahmen eines Spaniers gestickt gewesen sey; wißt ihr diesen Nahmen zu nennen?" fragte der Feldmarschall mit einiger Spannung.

Pater Bernard nannte ihn.

„Wie?" rief der Feldmarschall erstaunt, „so wäre dieser Adolph Hermann der Retter meines Lieblings gewesen? Um den schnellsten Weg wählen zu können, habt ihr nicht etwa den Nahmen des Officiers gehört, welcher sich dieser Börse ermächtigte?"

„Darüber wird der Grandprosoß Euer Excellenz die genaueste Nachricht mittheilen können."

„Richtig!" erwiederte der Feldmarschall, ließ seinen Adjutanten rufen, und befehligte ihn, deßwegen die genaueste Erkundigung einzuziehen.

Der Feldmarschall blieb in tiefes Nachdenken versunken; hob schneller, als gewöhnlich, die Tafel auf; ging ziemlich unruhig in seinem Zimmer umher, vergaß, daß Bernard noch um ihn sey, und als sich dieser beurlauben wollte, befehligte er, bis zu des Adjutanten Zurückkunft im Nebenzelte zu verweilen.

Kaum war eine halbe Stunde verflossen, so brachte der Adjutant den Officier, welcher sich den Besitz der Börse angemaßt hatte.

Der Feldmarschall untersuchte scharf; der Officier mußte ihm die Börse aushändigen. Kaum hatte er einen Blick auf sie hingeworfen, so fand er den Nahmen Mendoza deutlich und erkannte sogleich, daß diese Börse dieselbe sey, welche seine Tochter jenem wackern Manne bey einer Gelegenheit, wo er sich besonders auszeichnete, geschenkt hatte.

„Aber ich weiß bestimmt, daß diese Börse nicht so leer war, als ihr euch solcher ermächtiget!"

Der Officier verstummte.

„Schande, ewige Schande für euch! Die Börse führt einen Nahmen, der euch nicht unbekannt ist; statt mir dieses anzuzeigen, behaltet ihr solche heimlich, behandelt das Geld als euer Eigenthum, und plündert so euern eigenen Landsmann; verleitetet mich durch diese verächtliche Verschwiegenheit zu einer Ungerechtigkeit, die ich an zwey edeln Holländern ausübte: Diese zu entschädigen, lege ich euch auf, diese Börse mit 100 Dublonen zu füllen; überdieß aber auch noch die rechtmäßige Besitzerinn mit 100 Piastern zu entschädigen. Adjutant, ich beauftrage euch, daß diese Summe morgen schon an mich abgeliefert werde.

Der Officier trat, den Adjutanten zur Seite, beschämt ab.

Der Feldmarschall rief den Pater Bernard in sein Zelt. „Tausend Dank euch, ehrwürdiger Herr! Wäret ihr nicht, so würde ich nicht in den Stand gesetzt seyn, eine begangene, wider meinen Willen begangene

Ungerechtigkeit wieder gut machen zu können. Ich will daher auch keinen Augenblick säumen, daß die Unschuld ihren vollen Sieg feyere, wenn sie sich auch eine kleine Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen ließ." Der Feldmarschall fertigte sogleich den eigenhändigen Befehl aus, daß Adolph und Theodora eiligst zu ihm ins Lager gebracht werden sollten. Von ihrer Befreyung ward im Befehle keiner Sylbe erwähnt.

Adolph und Theodora, als man ihnen den Befehl des Marschalls vorgelesen hatte, und ihnen doch die Fesseln wieder anlegte, von welchen sie durch Pater Franciscus Fürsprache zeither entledigt gewesen waren, fuhren erschrocken zusammen; aber so schrecklich ihnen diese Erscheinung war, so war es ihnen noch weit schauderhafter, ohne vom Pater Franciskus Abschied nehmen zu können, diesen Ort verlassen zu sollen.

„Laß uns nicht verzagen," tröstete Adolph seine Theodora: „Wir sehen zwar, wie sich schon wieder ein neuer Abgrund vor uns öffnet; aber sollten wir auch die Beute desselben werden, so schützt uns doch unser Gewissen."

„Adolph, wie, dir wird so bang, du wirst so schwermüthig? Sieh, deine Theodora ist weit ermuthigter, und doch gelassener. Unverzagt laß dem Feldmarschall uns vorstellen. Adolph, mein Adolph, diese Fesseln sind nicht schwer, es kommt auf unser Gewissen an, und dieses erleichtert dieses Eisen, so schwer es Andern vorkommen mag. Ja, trotz dieser Banden ist mir es doch so leicht zu Sinn, und in meinem Innern geht ein neues Licht der Hoffnung auf."

Kaum waren sie angekommen, so wurden sie vor das Zelt des Feldmarschalls geführt.

Der Feldmarschall war betreten, als sie noch gefesselt vor ihm standen. Adolphs und Theodoras Muth fühlte sich aber gestärkter, als sie den Pater Bernard in seinem Zelte bemerkten.

„Eure Unvorsichtigkeit, Kinder! hätte euch den Tod zuziehen können," redete sie der Feldmarschall an, „wenn euch Gott den Pater Bernard nicht zum Schutzengel gesendet hätte. Ich wäre unschuldig an Eurem Tode gewesen, denn ich stehe unter demselben Gesetz, daß euch dieses Urtheil sprach.

Eure Tugend aber ward eure Freysprecherinn. Von diesem Augenblick an seyd ihr der Fesseln entlediget und frey. Morgen mit dem Aufgange der Morgensonne sollt ihr unter meinem Schutz bis an die Grenzen eures Vaterlandes gebracht werden, um Euch den Eurigen wieder zu geben. Doch, — auf einer andern Seite hat mich Adolph Hermann zu seinem Schuldner gemacht. Er rettete einem meiner edelsten und tapfersten Officiere das Leben, Die ihm von demselben geschenkte Börse wurde seiner so würdigen Theodora in unserm Lager von einem unedlen Spanier geraubt. Euer Eigenthum bleibe diese Börse mit der Summe, die sie enthält. Ich glaube, sie soll euch schadlos halten. Heut verweilt ihr noch an Pater Bernards Seite in meiner Nähe. Es ist billig von mir und euch, daß wir diesem seinem Wunsche genug thun."

Der Feldmarschall lies nun augenblicklich Adolphs und Theodoras Fesseln abnehmen, und selige Stunden genoß Pater Bernard an der Seite der durch ihn Geretteten.

Mendoza kam zurück, und hatte die ihm vom Feldmarschalle aufgegebene Expedition ganz nach dessen Wünschen vollzogen. Ohne ihm bekannt zu machen, was während seiner Abwesenheit vorgefallen sey, führte er ihn in das Zelt, wo sich Adolph mit Theodora und dem Pater Bernard befanden. Mendoza erkannte seinen Retter sogleich, flog auf ihn zu, und umklammerte ihn an sein Herz.

So vergilt oft ein einziger Augenblick die Leiden eines Jahres.

Mendoza schenkte Adolphen sein Portrait zu einem zweyten Angedenken, und der Feldmarschall gab ihm einen Freybrief, der ihn und die Seinigen überall, wo die Spanier ihre Macht ausbreiteten, von jeder Gewaltthätigkeit sicherte, und von jeder Forderung freysprach, welche die Spanier je ihm vorschreiben könnten, ermächtigten sie sich durch das Glück der Waffen auch seines Wohnorts.

Mit neuen Geschenken überhäuft, und mit tiefer Bewunderung traten mit dem nächsten dämmernden Morgen Adolph und Theodora ihre Reise nach ihrem Aufenthaltsort

zu Lande unter sichernder Bedeckung an. Wer aber vermag die Scene zu beschreiben, denn noch waren Adolph und Theodoras Briefe nicht angelangt, als sie, die so lange Zeit der Gegenstand ihrer schwersten Sorgen und der innigsten Zärtlichkeit gewesen, und seit einigen Tagen als todt geglaubt, von ihnen beweint und betrauert worden waren, so höchst unerwartet in der Mitte ihrer Aeltern, gesund und wohlbehalten erschienen, und so die Wolken jeglicher Bekümmernisse zertheilten? — Adolph und Theodora fanden sich in diesem Ersatz unendlich glücklich, so viel sie auch der Leiden ertragen hatten. Bis an das Grab begleiteten sie nun Ruhe und Zufriedenheit, und wer ein Beyspiel unter tausend Bedrängnissen standhaft gebliebener, und endlich doch beglückter Liebe und Tugend zur Ermunterung Anderer anführen wollte, nannte fast ein Jahrhundert nur Adolphs und Theodoras Nahmen.

Auch sind in der Geroldschen Buchhandlung für beygesetzte Preise, (In Einlösungsscheinen) ganz neu zu haben.

Humoristische Bibliothek Enthält: 1. Lemuel Gullivers Reisen zu verschiedenen bisher unbekannten Völkern des Erdbodens. Von neuem aus den Englischen übersetzt. 4 Bände. Mit Titelkupfern. 2 fl. 24 kr.

Hudibras, Butlers (S.) ein satyrisches Gedicht in neun Gesängen. Neu verdeutscht. Mit historischen Anmerkungen. Von Carl Anton v. Gruber. 8. Wien 811. 2 Thle. 1 fl. wird fortgesetzt.

Gruber. (C. A.) Das Osmanische Reich, geographisch, statistisch, und geschichtlich dargestellt. 8. 811. Mit einer genau gestochenen Karte der Europäischen Türkey, 48 kr.

Quintessenz, die, für Liebhaber muntern Scherzes. Enthält tausend der besten und witzigsten Anecdoten und Histörchen, welche sich bey verschiedenen Gelegenheiten in Gesellschaft sehr passend

anbringen lassen, um selbe angenehm zu unterhalten, oder zum Lachen zu bringen. Dritte Aufl. 809. 1 fl. 12 kr.

Dilg (Mathias) Das Urtheil des Paris, ein Beytrag zur geheimen Geschichte der Götter, ihres Sturzes, und der schnellen Verbreitung der christlichen Religion. 2 Th. 8. 811. 1 fl. 36 kr.

Meißners (G. H.) Stammbuch, oder Denkmahler der Freundschaft und Liebe, gesammelt auf meinen Reisen. Zum Gebrauch für Jünglinge und Mädchen, Herren und Damen, auch als angenehme Rückerinnerung im Alter an unsere Jugendfreunde. 3te Aufl. 8. 811. 51 kr.

Struve (C. A.) Der Gesundheitsfreund der Jugend, oder praktische Anweisung, wie man in der Jugend den Grund zu einer dauerhaften Gesundheit legen, und sie bis ins späteste Alter erhalten könne. 8. 24 kr.

— — (A. C.) Der Gesundheitsfreund des Alters, oder praktische Anweisung, wie man im Alter seine Gesundheit erhalten, sein Leben verlängern und froh genießen könne. 8. 24 kr.